

2.2 Stadtmitmacher*innen

Da es sich bei den partizipierenden Bürger*innen um nicht-professionelle, das heißt zunächst nicht bezahlte Akteur*innen handelt, sollen sie hier als Amateur*innen der Stadtproduktion betrachtet werden. Diesem Verständnis liegt der Amateur*innenbegriff von Antoine Hennion zugrunde, den er in seinem Text *Pragmatics of Taste* absteckt (Hennion 2005). Hierfür untersucht Hennion verschiedene passionierte Tätigkeitsfelder des Genusses. Das Weintrinken, das Musikhören und den Konsum von Drogen betrachtet er als Felder des nicht-professionellen Eintauchens in Geschmackswelten, die sich im Zusammenspiel der konsumierten Objekte [*the tasted object*], dem Körper, der das Schmecken erlernt [*the body that experiences*], einer Vielzahl von Rahmenbedingungen und materiellen Faktoren [*the devices and conditions of tasting*] sowie spezifischer Amateur*innenkollektive [*the community of amateurs*] aufspannen (Hennion 2005: 5). Eine ebensolche Welt tut sich auf, wenn die Stadtbewohner*in sich mit ihrem nachbarschaftlichen Umfeld beschäftigt, sich in Diskurse einarbeitet, zu Veranstaltungen geht und sich mit anderen Aktiven vernetzt, um sich einzubringen.

Der Begriff *Geschmack* suggeriert zunächst, dass die Theorie aus Essen und Trinken oder Musikgeschmack begrenzt ist. Im Sinne Hennions umfasst der Begriff Geschmack hier jedoch die Gesamtheit der sinnlichen Wahrnehmung und darüber hinaus die inkorporierten sozialen Phänomene die den Geschmacks prägen und beeinflussen. Doch versteht Hennion Geschmack im Widerspruch zu Bourdieu Geschmack nicht als statischen Anzeiger für sozialen und kulturellen Habitus. Hennion sieht Geschmack ist eine dynamische »reflexive Aktivität«, das heißt, er entsteht nur durch das bewusste, auf sich selbst gerichtete Wahrnehmen im Moment des Tuns (Hennion 2005: 4). Der *Geschmack* bei Bourdieu wird zur Praxis des *Schmeckens*. Schmecken ist nach Hennion kein abschließender Moment des Urteilens, sondern ein aktiver Prozess des Wahrnehmens, der ständig von neuen sinnlichen Momenten überlagert und verändert wird. Hennion widerspricht der These, dass der Geschmack den Objekten als Eigenschaft automatisch innewohnt und nur von trainierten Expert*innen geschmeckt werden kann. Vielmehr ist der Geschmack das Ergebnis einer körperlichen und kollektiven praktischen Übung, die eine Bindung zu den Objekten herstellt, die sich ständig weiterentwickelt.

Saying that the musical object or the taste for wine are not given, but result from a performance by the taster – based on techniques, physical training, and repeated trials, necessarily over a period of time – is relating the very possibility of a description back to amateurs' know-how. Taste, pleasure and effect are not exogenous variables or automatic attributes of objects. They are the reflexive result of a physical, collective and equipped practice, regulated by methods that are themselves constantly revised. That is why I prefer to talk about attachments and practices, which lays less emphasis on labels and more on the framed activity of individuals, and leaves open the possibility of taking whatever emerges into account. (Hennion 2005: 4)

Übertragen auf die Amateurtätigkeiten im stadtpolitischen Kontext umfasst Schmecken die Gesamtheit der Wahrnehmung des aktiven Zusammenspiels der Faktoren der Urbanität in baulicher, zivilgesellschaftlicher, politischer, sozialer und körperlicher Ausformung. Es geht darum, wie es sich insgesamt *anfühlt*, in dieser Stadt zu leben, zu agieren, sich zu engagieren oder – bezogen auf die vier Elemente nach Hennion – wie man in der Stadt als Ganzes und mit ihren vielfältigen Einzelteilen körperlich interagiert, die den Stadtnutzer*innen alltäglich begegnen. Welche Orte sucht man auf, um sie zu erspüren? Wie fühlt es sich an, Teil von Kollektiven zu werden, zu sein und eine aktive Rolle in ihnen einzunehmen? Mit welchen Komponenten der Stadt entwickeln sich stabile Beziehungen?

Das Agieren in Amateur*innenwelten ist nach Hennion ein stetes Wechselspiel aller Faktoren, die nicht voneinander zu trennen sind. Sie beziehen sich dynamisch aufeinander und verändern sich permanent gegenseitig. Die vier Elemente im Stadtkontext – die Stadt, das Gewebe der Stadt, die Kollektive und die Körper – werden im Folgenden zunächst einzeln vertieft und ihre verschiedenen Ausprägungen mithilfe der Interviews nachvollzogen. Diese isolierte Betrachtung ist jedoch notwendigerweise verkürzend. Aus den verschiedenen Perspektiven auf den gleichen Gegenstand setzt sich Schritt für Schritt ein Gesamtbild zusammen, dass durch die relationale Perspektive Hennions zusammengehalten wird, jedoch keine Vollständigkeit beansprucht. Nachdem die einzelnen Kapitel die jeweiligen Elemente bewusst isolieren, führe ich sie in den Schlussbetrachtungen zusammen, um das stetige Ineinandergreifen der Elemente zu vergegenwärtigen.

Die Stadt

Als *geschmecktes* und *schmeckendes* Objekt – tasted object im Sinne Hennions (Hennion 2005) – ist hier die Stadt als solche zu verstehen. Beim Partizipieren im Sinne der Stadtentwicklung ist das Mitwirken an der Produktion dieser Stadt das Kernziel jeder Aktivität. Dabei ist die Stadt nicht nur als der urbane verdichtete Raum

zu verstehen. Im Verständnis von Aldo Rossi umfasst die Stadt vielmehr alles, was der Mensch gestaltet hat (Rossi 1984: 34f). Das schließt nicht nur Dörfer, sondern auch Kulturlandschaften mit ein. Dieser umfassende Stadtbegriff, der nicht zwischen verschiedenen Städten unterscheidet, sondern *die Stadt* als gesamte gestaltete Umwelt des menschlichen Lebens versteht, liegt auch dieser Arbeit zugrunde. Auch wenn das Untersuchungsgebiet im hochverdichteten urbanen Ballungsraum von Berlin-Mitte liegt, sehe ich die weiterführenden Gedanken auch auf andere Siedlungsstrukturen und -räume übertragbar. Das folgende Kapitel entwickelt einen Stadtbegriff in Relation zu den Amateur*innen der Stadtentwicklung und schlüsselt die entscheidenden Interaktions- und Transformationsmomente der Stadt aus dieser Perspektive auf. Diese Beziehung zwischen Amateur*in und Stadt ist die Grundlage eines akteur*innenzentrierten Partizipationsbegriffs.

Jede*r wirkt an der Produktion der Stadt mit

Zunächst kann das Mitwirken im materiellen Sinne verstanden werden. Alle partizipativen Aktivitäten zielen kurz- oder langfristig darauf ab, eine materielle Veränderung der Stadt mitzugestalten. Aber gerade in den urbanen Ballungsräumen scheint die Stadt für die Einzelne* nur schwer veränderlich. Die Gebäude stehen schon viele Jahrzehnte und zur direkten Mitgestaltung benötigt man ökonomisches Kapital oder eine Entscheidungsposition in der Stadtverwaltung. Eine Möglichkeit für Anwohner*innen und die Zivilgesellschaft sich an der Produktion der Stadt zu beteiligen, ist die Teilnahme an Beteiligungsprozessen, die als demokratische Angebote von der Stadtverwaltung durchgeführt werden. Hier kann an der Entscheidungsfindung mitgewirkt, sich eingebracht und auf die Gestaltung einzelner Stadtentwicklungsprojekte Einfluss genommen werden. Doch es gibt auch gewisse Spielräume für eigeninititative Beteiligung, die Gelegenheiten und Freiräume nutzen, um eigene Ideen umzusetzen.

- A** Auch wenn Herr Achims weiß, dass er nur Impulse setzen kann, die andere dann umsetzen müssen, ist er motiviert es zu versuchen. Die Energie, die er einbringen kann, wird in vielen Fällen in der Verwaltung versiegen, weil sie immer von einer Person zur nächsten weitergegeben werden muss. Aber wenn er doch etwas bewirken kann, dann ist er auch stolz darauf: »Ist ungefähr so wie ein Architekt, der irgendwas baut und sagt: Da, das hab' ich gebaut oder entworfen.«
- K** Manchmal ist es schwierig einzuschätzen, ob man etwas bewirken konnte oder ob das einfach versanden wird. Durch Frau Kubitz Partizipation bei der Erstellung des integrierten Stadtentwicklungskonzeptes, bei dem alle Ideen der Bürger*innen aufgenommen wurden, findet sich im Abschlussbericht auch das Bedürfnis nach einem Bürger*innentreff. Dazu ist allerdings vermerkt, dass dieses Bedürf-

nis »nicht verortet« ist, es also keine konkreten räumlichen Planungen dazu gibt. Daher sieht Frau Kubitz es auch als ihre Aufgabe immer wieder daran zu erinnern und wenn sich eine Gelegenheit ergibt, einen Bürger*innentreff in Planungen zu integrieren, dann macht sie Vorschläge und versucht die Akteur*innen zu vernetzen und zu überzeugen.

- F** Im Gartenprojekt von Flora haben die Aktiven die Möglichkeit direkt zu spüren, was man geschafft hat. Sie haben die Freiheit etwas wirklich mit ihren eigenen Händen zu machen und mit dem Gefühl belohnt zu werden, etwas geschaffen zu haben. Die Diskussionen in der Gruppe bleiben nicht ohne Folgen, denn sie können direkt umgesetzt werden. Flora ist begeistert, dass die Aushandlungsdynamiken so unmittelbar wirksam werden. Diese »direct gratification« zeichnet den Garten aus.

In seinem 2015 erschienenen Text *Paying Attention: What is Tasting Wine About?* erörtert Hennion, was er unter einer Amateur*innenperspektive des Weintrinkens versteht. Die Amateur*in als libidinös affektive Liebhaber*in kann zunächst von Personen unterschieden werden, die den Wein konsumiert, ohne dem Geschmack Beachtung zu schenken. Hennion betont zudem die Abgrenzung zur professionellen Weinverkoster*in. Bei einer professionellen Weinverkostung sollen möglichst alle äußeren Faktoren ausgeschlossen werden, die den Zugang zum *reinen Geschmack* des Weines stören. So werden beispielsweise die Etiketten der Weine verdeckt, das Servieren folgt einem strengen Protokoll und die Verarbeitung des Weines im Mund erfordert hohe Konzentration auf die Wahrnehmung der Geschmacksnoten, während Gespräche nur in den Pausen stattfinden (Hennion 2015: 40). Dieser Versuch der Objektivierung des Weins auf den reinen Geschmack vernachlässigt die kulturellen und sozialen Faktoren, die laut Hennion zum libidinösen Schmecken des Weines dazugehören. Ob eine gesellige Runde über den Abgang des Weines auf der geschulten Zunge debattiert oder ob eine Gruppe Jugendlicher denselben teuren, aus dem Regal der Eltern geklauten Wein mit Zucker genießbar machen muss – der Kontext verändert die Wahrnehmung des Geschmacks über objektivierbare Maßstäbe hinaus.

Auf der anderen Seite kritisiert Hennion den sozial determinierten Geschmacksbegriff von Bourdieu, demnach der Geschmack Rückschlüsse auf das soziale Milieu zulässt, da es sich um eine in der Sozialisation erlernte Wahrnehmungswelt handelt. Hennion zufolge ist der ausschließliche Fokus auf die soziale Konstruktion des Geschmacks als Ausdruck einer Klasse oder eines Milieus irreführend, da er jegliche Wahrnehmung und damit die Relevanz des Moments, in dem der Wein *geschmeckt* wird, ausklammert. Es ist das Sowohl-als-auch, das Zusammenspiel des *Objektes Wein* und des *Weins als Objekt sozialer Konstruktion* (Hennion 2015: 46).

Während jegliche Rationalisierung scheitern muss, die die mannigfaltigen Aspekte des Schmeckens zu objektivieren versucht, ist es gerade die Amateur*in, die

im praktischen Weintrinken diese Aspekte einbindet und das Zusammenspiel aktiv praktiziert. Diese Perspektive auf das Schmecken will Hennion mit dem Fokus auf die Amateur*innen – also die Liebhaber*innen des aktiven *tasting wine* – hervorheben. Während die professionellen Sommelière*s am Reichtum des subjektiven Schmeckens scheitern, wird durch die Perspektive der Amateur*innen sichtbar, wie das Zusammenwirken der objektiven Eigenschaften des Weines und der subjektiven Wahrnehmungen funktioniert. Expert*innen und Amateur*innen unterscheiden sich laut Hennion nicht einfach anhand der Menge ihres Wissens. Es gibt einen grundlegenden Unterschied in der Herangehensweise. Während Amateur*innen den Geschmack anhand ihrer Vorlieben beurteilen, versuchen professionelle Expert*innen durch technische Ausstattung und strenge Verfahren die Wahrnehmung des Geschmacks von allen subjektiven Einflussfaktoren zu befreien.

What differentiates the amateur from the expert is not a matter of increase in knowledge, but of two divergent modalities for framing the relationship between the wine and its tasters: first, the judgment of taste relying on the taster and what he likes; second, the description of the taste inscribed in the wine itself and its properties, as uncovered by the technical equipment, the expert's blind testing/tasting, a strict procedure, the collectively approved list of all the relevant and superfluous factors of assessment. (Hennion 2015: 43f)

Wie kann diese Amateur*innenperspektive auf das Schmecken der Stadt übertragen werden? Als Profis der Stadtentwicklung – also die Stadtsommeliér*es – können wir die Planer*innen betrachten, wenn sie es als ihre Aufgabe verstehen, die Prozesse der Stadt auf objektive Planungsparameter zu reduzieren. Das Äquivalent zu den Weinliebhaber*innen sind dann die Stadtmitmacher*innen, denn auch die Stadt umfasst mehr als ihre objektiv messbaren Eigenschaften. Weder die Beschreibung der materiellen und räumlichen Struktur noch die Fokussierung auf die sozialen Prozesse und Institutionen erfassen die Gesamtheit der Stadt.²⁸ Aus praxistheoretischer Perspektive können wir die Stadt als Gesamtheit der Tätigkeiten definieren, die sich innerhalb der Stadt abspielen. An dieser Stadt wirken bereits alle Menschen mit, die in der Stadt wohnen, arbeiten oder sie besuchen. Die Stadt wird in der Praxis des Benutzens produziert und stetig wieder neu hergestellt. Die Promenade zum Flanieren entsteht nur dadurch, dass es Menschen gibt, die sie auf- und abgehen und oder die gesellige verbrauchte Bar wird erst durch die Enge der vielen Anwesenden zu diesem spezifischen Ort.

28 Eine tiefergehende Auseinandersetzung mit der Unvollständigkeit der Fokussierung auf die sozio-materiellen Aspekte des gebauten Raumes liefert Michael Guggenheim (Guggenheim 2016).

- R** Robert ist einerseits fasziniert, andererseits auch etwas befremdet von der Nachbar*innenschaft. Mit seinem westdeutschen Hintergrund ist es für ihn immer spannend, wenn er einen Kaffee beim Bäcker am Supermarkt trinkt und ihm ein Rentner erzählt, dass er im Spanienkrieg für die Republik gekämpft hat. Im Gebiet der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt spürt Robert nicht nur baulich, sondern auch sozial und kulturell die sozialistische Prägung. Auf der anderen Seite empfand er sich oft als Fremdkörper, wenn er zum Beispiel im Rahmen einer Ausstellungsreihe im Café Moskau versuchte mit den Passant*innen ins Gespräch zu kommen. Diese reagierten meist abweisend und betrachteten die Künstler*innen als Eindringlinge in ihre gewohnten Alltagswelten. Als er für das Haus der Statistik als Nachbarschaftsvertreter gewählt wurde, stellte ihn das vor eine Legitimitätsfrage. »[...] wir sind ja [als Atelierhaus] auch Teil der Nachbarschaft gewesen und deswegen ist es auch legitim für die [zu] sprechen und da gibt's auch noch andere Leute, die das vielleicht auch ähnlich sehen, aber eben zu dieser alten Bewohnerschaft zähle ich mich nicht und [...] die würden wahrscheinlich das auch nicht so sehen, dass ich zu denen zähle.«
- F** Alles, was Flora mit dem Eintauchen in das initiative Gartenprojekt, mitbekommen und gelernt hat, war eine große Schule über die Stadt für sie. Die Heterogenität des städtischen sozialen Geflechts ist für sie in vielen Gesprächen und Diskussionen im Gartenkollektiv im Detail sichtbar geworden. »[...] Das Mitmachen im Garten hat mir selber sehr viel beigebracht über die Stadt und wie sie funktioniert.« Da im Gartenkollektiv viele verschiedene Perspektiven auf die Stadt zusammenfinden und jede*r eigene Schwerpunkte und Argumente mitbringt, entsteht ein Bild der politischen Gesellschaft der Stadt. Durch die Arbeit als offenes Projekt, an dem jede*r partizipieren können soll, ist Flora aber auch vieles über Partizipation in der Stadt klar geworden. Sie hat gelernt, wie andere die Stadt lesen und daraus ihr eigenes Bild der Stadt Berlin entwickelt.
- M** Eigentlich hat Michael als Architekt einen eher professionellen Blick auf den gebauten Stadtraum. Doch im Gebiet der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt sieht er sich auch als Anwohner. Auf dem Spielplatz mit seinen Kindern beobachtet er die Menschen um ihn herum. Er stellt Unterschiede in der Bewohner*innenschaft im Vergleich zum ersten Bauabschnitt fest, aber auch räumliche Qualitäten, die er unter anderem im vielen Grün sieht, das das Gebiet prägt. Die Kinder können eigenständig rumlaufen, denn es ist alles offen und gut einsehbar, da es keine geschlossenen Hofsituationen gibt. »Das find ich alles sehr positiv.« Wenn es um die Diskussion der Nachverdichtung geht, dann sieht er seine Rolle zwiespältig. Seine Fachperspektive macht ihn zum Fürsprecher der Nutzung von Flächenpotentialen. In dieser Diskussion sähe er sich eher als Anwalt für die Nachverdichtung, findet es aber schwierig sich dafür einzubringen, denn er kann teilweise auch die Ablehnung der Anwohner*innen, also seiner Nachbar*innenschaft, gut verstehen.

Im Verständnis von Martina Löw, ist der Raum relational zwischen den Menschen aufgespannt. Raum bezeichnet demnach nicht den Zwischenraum zwischen der aufgetürmten Materie, sondern die Beziehungen zwischen den Personen, die den Raum besetzen (Löw 2001). In diesem Sinne spannt sich der Stadtraum zwischen Individuen auf. Durch Handlungen, zum Beispiel der geselligen Kommunikation, werden diese Räume hergestellt. Häuser und Wände beeinflussen durch ihre Präsenz diesen Raum lediglich, indem sie die Individuen voneinander trennen können und somit die Beziehungen und Interaktionen stören. Eine Promenade in der Stadt oder eine Kneipe werden erst durch das Promenieren oder das gesellige Beisammensein zu den sozialen Orten, die wir mit den Begriffen assoziieren. Doch dieser relationale Raum der Stadt ist flüchtiger, dynamischer und multiperspektivischer als der physische gebaute Raum. Jede Teilnehmer*in nimmt den Raum unterschiedlich wahr, bezieht andere Wahrnehmungsschnipsel in ihre Raumdeutung mit ein und reagiert darauf. Wir können uns vorstellen, wie eine schnelle Fahrradfahrer*in, durch die Menge rast und so die Promenade verändert oder eine abrupte Veränderung der Musik die Stimmung in der Kneipe zum Kippen bringen kann. Es sind viele Reaktionen und Rekonfigurationen des Raumes denkbar. Der relationale Raum ist fragil, da er nur durch das gemeinsame, voneinander abhängige Verhalten der Beteiligten aufrechterhalten wird. In diesem Sinne wird der Raum stets aufs Neue hergestellt und jede Benutzer*in der Stadt ist an der Produktion der Stadt beteiligt.

Der gebaute Raum hat Agency

So fragil wie der soziale Raum ist, so unverrückbar erscheint dagegen der gebaute Raum. Der Soziologe Maurice Halbwachs leitet die enge Verbindung, die Menschen mit der Welt der Dinge um sie herum knüpfen, aus den Assoziationen und Erinnerungen ab, die sie hervorrufen. Während sich die soziale Welt – die sozialen Räume – stetig ändern, vermitteln die Gegenstände in diesen Räumen Beständigkeit und Dauerhaftigkeit. Die Möbel, die uns in unseren Wohnungen umgeben, haben wir selbst dorthin gestellt und sie zusammen mit Verwandten und Bekannten genutzt. Wir haben die Orte selbst geprägt und fortan wirken sie auf uns zurück und bestimmen unser Handeln mit (Halbwachs 2013: 59). Die Stadt wurde aber lange vor uns erbaut und scheint Naturkatastrophen, Revolutionen und sogar Kriege beinahe unverändert überstanden zu haben. Vielmehr vermittelt sie in Krisen den Eindruck, dass es doch nicht so einschneidend werden wird, solange das gewohnte Umfeld seine Erscheinung bewahrt. Die Stadt verändert sich, aber nicht annähernd so schnell, wie sich der soziale Stadtkörper wandelt. Darin liegt die stabilisierende Funktion der Stadt, denn

[...] wenn die Steine sich auch versetzen lassen, so kann man doch nicht ebenso leicht die Beziehungen verändern, die zwischen den Steinen und den Menschen entstanden sind. [...] Man lasse nun diese Häuser, diese Straßen, diese Durchgänge verschwinden oder teilweise verschwinden oder modifiziere ihre Richtung, ihre Anlage, ihre Form, ihr Aussehen oder nur die Lage, die sie zueinander haben. Die Steine und Materialien werden einem keinen Widerstand entgegensetzen. Die Gruppen aber werden Widerstand leisten, und in ihnen wird man sich am Widerstand wenn nicht der Steine, so zumindest ihrer früheren Anordnung stoßen. (Halbwachs 2013: 61f)

- K** Frau Kubitz hat sich für das Stadtteilstfest einem besonderen Herzensprojekt gewidmet. Schon anlässlich des ersten Festes 2018 hatte sie eine Fotowandzeitung zusammengestellt und dafür die Anwohner*innen um alte Fotos mit Ansichten und Szenen aus dem Quartier gebeten. Sie spricht die Leute auf der Straße an oder recherchiert Kontakte zu alten Bewohner*innen, die noch Fotos haben könnten. Sie kümmert sich dann um die digitale Aufbereitung und stellt sicher, dass sie die Veröffentlichungsrechte hat. So kommt sie auch mit Leuten in Kontakt. Sie ruft gerne die Geschichte des Quartiers in Erinnerung, aber auch die Kontakte, die dadurch entstehen, motivieren sie dazu weiter zu sammeln.

Unsere Erinnerungen führen dazu, dass wir uns an einem schönen Sonnentag ins Gedächtnis rufen, dass es sich auf der Promenade gut spazieren lässt und dass die Kneipe, die am Tag leer steht, am Abend ein vielbesuchter geselliger Ort mit guter Musik werden wird. Neben Halbwachs erörtern weitere Autor*innen, wie Gebäude auf die Menschen zurückwirken, die sie (teils) selbst erstellt haben. Der Soziologe Thomas Gieryn zitiert in diesem Kontext Winston Churchill, der nach der Bombardierung des Houses of Parliament sagte: »We shape our buildings and afterward our buildings shape us.« (Churchill hier nach Gieryn 2002: 35). In seinem Text *What Buildings Do* begleitet Gieryn den Entstehungsprozess eines biotechnischen Forschungsgebäudes, das zunächst mit den zukünftigen Nutzer*innen, also den Wissenschaftler*innen entwickelt wurde, um mit dem Raumprogramm präzise ihren Anforderungen entsprechen zu können. Direkt nach der Errichtung wurden die Räume neu interpretiert, umgenutzt und verändert. Bestimmte Forschungsmethoden waren erst durch die neuen Räume und ihre Ausstattung möglich geworden und dadurch modifizierten sich wiederum die Raumbedarfe. Im Anschluss an die *science and technology studies* nach Latour, Law, Callon und anderen schreibt Gieryn den Objekten und somit auch der Architektur eine eigene *agency* zu, eine eigene Wirkmächtigkeit des Materiellen in soziotechnischen Netzwerken. In drei Momentaufnahmen beschreibt Gieryn das Wechselspiel zwischen den gestaltenden Planer*innen und Wissenschaftler*innen (*designing scientists*), dem fertigen Gebäude im Moment der Übergabe (*the white black box*) und der anschließenden

Aneignung durch die Nutzer*innen (*post-hoc refigurings*) (Gieryn 2002: 51ff). Die gleichen drei Momente beschreibt Silke Steets in Anlehnung an Alfred Schütz' Phänomenologie in ihrem Buch *Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt* als Externalisierung, Objektivierung und Internalisierung (Steets 2015). Dieses Dreieck ist stetig am Wirken und die Abhängigkeit zwischen Materie und Sozialität ist immer als Wechselspiel zu deuten. Doch es wird auch deutlich, dass der gebaute Raum mit jedem Menschen unterschiedlich interagiert, andere Assoziationen hervorruft und es somit kein homogenes Bild von Architektur geben kann.

- W** Während des Gesprächs erinnerte sich Frau Willert daran, dass sie mit 14 einen Schülerjob im Rechenzentrum des Hauses der Statistik gemacht hat. Ihr Vater arbeitete im Haus der Statistik und so konnte sie vier Wochen an einer Lochkartensortiermaschine aushelfen, um sich etwas dazuzuverdienen. Damals füllten die Rechner ganze Räume. Ein Rechenzentrum diente dem Haus der Statistik und ein weiteres der Plankommission. Frau Willert ist also schon sehr lange mit dem Gebäudekomplex verbunden.
- R** Nachdem Robert mit seiner Initiative von Beginn an am Entstehen des Projektes gegen den Abriss und für die Sanierung des Hauses der Statistik beteiligt war, beobachtet er gespannt, wie es weitergeht. Schon bald nach ihrer öffentlichkeitswirksamen Aktion gegen den Abriss und für die Errichtung von Wohnungen für Geflüchtete und Atelierräumen entstand ein breites Netzwerk von Akteur*innen, die das Projekt weiterbetrieben. Die Initiative selbst war dann gar nicht mehr erforderlich, um das Projekt zu unterstützen, aber gerade dass sich das Projekt auch ohne sie weiterentwickelt hat und von verschiedenen Akteur*innen weitergetragen wurde, findet Robert gut. So sieht er das Haus der Statistik auch als Bestätigung für sein Handeln. Mit einer unkonventionellen Aktion wurde etwas ausgelöst, das nun ohne sein Zutun weiterwächst und sich spannend entwickelt.

Die besondere Rolle der aktiven Stadtmitmacher*innen

Doch was ist das hervorzuhebende Merkmal der Aktiven und der nicht-professionellen Mitwirkung an der Produktion der Stadt, wenn ohnehin jede Bewohner*in, jede Arbeitende und jede Besucher*in daran teilhat? Hier muss das aktive Moment der Reflexion über die eigene Anteilnahme betont werden. Während das passive Wahrnehmen und Agieren der meisten Stadtnutzer*innen nicht auf eine Veränderung der Stadt hinarbeitet, also sozusagen die Reproduktion der Stadt darstellt, sind die Stadtmitmacher*innen bemüht, aktiv an der Gestaltung der Stadt mitzuwirken. Sie reflektieren ihre Rolle und versuchen bewusst einzugreifen. Anhand Hennions Erläuterungen zu weintrinkenden Amateur*innen, wird nochmals deutlich, dass es dabei gerade nicht die direkte Ausrichtung auf ein bestimmtes Objekt ist, die die Tä-

tigkeiten bestimmt. Vielmehr ist es der Normalzustand, wenn viele Eindrücke und Beziehungen gleichzeitig wirken und das Geschmackserlebnis beeinflussen.

The ordinary state is this spontaneous management of a plurality of relations to one's body, to others, to things and events – and not some univocal positioning of oneself towards a definite object of attention. Although often taken for granted when considering taste, it is this latter disposition which in fact constitutes the exception: it requires an explicit effort, aimed at a precise object, it presumes intentionality and will, a material and temporal frame, training, time and favourable conditions. (Hennion 2015: 38)

Der Moment der *attention* – des Innehaltens und aktiven Wahrnehmens – soll auch für die hier angenommene Definition von aktiver Teilhabe an der Produktion der Stadt angewendet werden. Demnach geht es beim Schmecken der Stadtmitmacher*innen nicht um die flüchtige und spontane Verarbeitung von Eindrücken, sondern um das Reflektieren des Wahrgenommenen und die gezielte Aufmerksamkeit für bestimmte Aspekte der Stadt. In welcher Weise die Amateur*innen ihre Konsequenzen daraus ziehen und wie sie ihre Teilhabe daraufhin gestalten, obliegt ihrer eigenen Entscheidung. Dabei müsste man den Begriff des Mitmachens radikal erweitern. Es lässt sich eine Vielzahl von Praktiken aufzählen, die im Stadtkontext aktiv mitwirken. Seien es Skateboarder*innen, die auf der Suche nach neuen Herausforderungen eine Fußgängerzone aneignen oder Graffiti-künstler*innen, die die Wände zu ihren Leinwänden machen. Das bedeutet keineswegs, dass professionelle Akteur*innen, die im Rahmen ihrer Lohnarbeit auf die Stadt einwirken, keine Amateur*innen sein können. Der rationalisierten funktionalen Betrachtungsweise der professionellen Planung fehlt jedoch der Moment der *attention*. Ich möchte daher die individuelle, passionierte Positionierung zur Produktion der Stadt als Gesamtheit betonen, die über das rationalisierte Verständnis der Tätigkeiten hinausgeht.

- F** Flora hat sich schon in ihrem Studium mit Gartenprojekten in der Stadt und in Berlin beschäftigt. Als sie schließlich nach Berlin zog hatte sie viel freie Zeit und so suchte sie auf der Internetplattform Meet-Up nach Gruppen, die sich ebenso für das Gärtnern interessierten wie sie. Als sie einen Termin besuchte, hatte sie eigentlich einen Fachvortrag oder Ähnliches erwartet, doch dann ging es darum, selbst einen Garten zu gründen. Sie wollte neue Menschen kennenlernen und Gemeinschaftsgärten interessierten sie sowieso. Dennoch hatte Flora Zweifel, ob es sich lohnen würde, sich intensiver zu engagieren, weil sie nicht wusste, wie lange sie in Berlin bleiben würde. Ihr damaliger Freund überzeugte sie, dass sie in jedem Fall mitmachen sollte, da sie viel für sich lernen könne.

- R** Da Robert die Nachbar*innenschaft der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt schon länger kennt, hat er sich mit einem Kollegen aus der Initiative im Rahmen des Prozesses um das Haus der Statistik mit einem Projekt um Fördermittel beworben. Er findet es sehr spannend, dass dort eine besondere Raumkonstellation auf eine spezifische Nachbar*innenschaft trifft. Ihr Kunstprojekt will über viele Gespräche die Bewohner*innen kennenlernen und die Begegnungsorte zusammentragen, die ihnen wichtig sind. Mit dieser Langzeitrecherche sollen die Bedürfnisse und die Geschichten der Bewohner*innen des Quartiers sichtbar gemacht und ihr Blick auf den Raum abgebildet werden.

Deutlich wird, dass die Stadt keineswegs als statisch betrachtet werden kann, denn sie verändert sich auf dreierlei Art und Weise, wenn sich Menschen beteiligen. Erstens ist die physische und soziale Veränderung der Stadt das erklärte Ziel jeder Mitwirkung. Zweitens ändert sich die Stadt durch die achtsame Betrachtung der Amateur*innen, denn sie nehmen bisher unbeachtete Aspekte der Stadt wahr und somit verändert sich die Stadt als Betrachtungsobjekt in der Wahrnehmung der Nutzer*innen. Die Stadt *schmeckt* anders und hat sich demzufolge auch verändert. Und schlussendlich verändern der Wille zur Mitgestaltung und die Veränderung der Wahrnehmung die Produktion der Stadt selbst. Die Stadt umfasst alle Tätigkeiten innerhalb der Stadt, die der aktiven Gestaltung sowie die der passiven Nutzung. Eine Stadt, die anders genutzt, anders wahrgenommen und betrachtet wird, über die anders gesprochen und diskutiert, die anders verstanden wird, ist eine andere Stadt, auch wenn sie sich äußerlich (noch) unverändert zeigt.

- K** Frau Kubitz hat über den Nachbarschaftsrat viele Kontakte geknüpft. Es ist für sie wichtig, dass sie sich wohl fühlt und auch wenn sie noch nicht von Freundschaften spricht, so freut sie sich darüber, dass es jetzt mehr Leute gibt, die sie auf der Straße trifft und grüßt. Es ist für sie mehr Zusammengehörigkeitsgefühl entstanden. Seit sie im Nachbarschaftsrat mitmacht, weiß sie, dass es auch andere gibt, die sich für ihre Themen interessieren. »Oder man kennt sich wenigstens so vom Optischen her und winkt sich so zu. Find ich gut. Und ich find auch schön, was mir selber auch guttut, meiner Seele guttut, dass ich Leute finde, die das was ich schön finde, auch schön finden. Das ist, also, dass ich da nicht allein bin, sondern dass sich mehrere für das einsetzen.«

Die Stadt ist immer ein sozialer Raum, der in einem ständigen Wechselspiel mit dem gebauten Raum interagiert (Löw 2001). Dieses Wechselspiel lässt sich in einem Dreieck von Entstehung (Entwerfen und Erbauen von gebautem Raum), Fertigstellung (als Moment des In-die-Welt-Kommens) und der Aneignung (Einschreiben und Aufnehmen neuer gebauter Räume in die soziale Welt) beschreiben (Gieryn 2002; Steets 2015). Jede Nutzer*in der Stadt ist ständig an der Produktion

der Stadt beteiligt. Dabei ist der Moment der bewussten Reflexion der aktivistischen Stadtmitmacher*innen hervorzuheben, denn diese Reflexion hat zwangsläufig ein transformatives Element (Hennion 2015).

Das Gewebe der Stadt

Die Stadt wird stetig aus all ihren Einzelteilen (re-)produziert. Viele dieser Teile sind die greifbare, sichtbare und wahrnehmbare Stadt und sie können genutzt, umgenutzt, manipuliert und zerstört werden. Die Stadt besteht jedoch genauso aus nicht-materiellen Teilen, seien es Institutionen oder informelle Konventionen. Um die Rahmenbedingungen des aktivistischen Handelns zu verstehen, müssen wir in die Stadt eintauchen. In die materiellen, sozialen und lokalen Konditionen, die die Tätigkeiten überhaupt erst ermöglichen aber auch einschränken. Im Gegensatz zur professionellen Planungspraxis ist es dieses Gewebe, das die Grundlage jeden Handelns für die Amateur*innen der Stadtentwicklung bildet. Die reflexive Wahrnehmung ist keineswegs immer auf die Gesamtheit der Stadt bezogen. Die Akteur*innen entscheiden sich für spezifische Handlungsfelder, in denen sie ihr Handeln verorten und organisieren. Sie richten ihren Fokus sozusagen auf bestimmte Geschmackselemente der Stadt, die für sie besondere Wichtigkeit besitzen, sie zum Agieren motivieren oder zumindest als Raum für mögliche Aktivitäten geeignet erscheinen. Während die Stadt aus der professionellen Perspektive in Plänen, in Collagen²⁹ und aus der Vogelperspektive dargestellt wird, erscheint sie der Amateur*in als vielfältiges Geflecht aus Gebäuden, Freiräumen, Nischen, Institutionen und heterogenen sozialen Beziehungen, die sich durch Nähe und Anonymität unterscheiden, aber auch durch Restriktionen, Gebote und unzugängliche Räume, die die Bewegungs- und Handlungsfreiheit einschränken.

K Im Quartier der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt gibt es nur noch Weniges, das aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg sichtbar ist. Die Zerstörung durch die Bombardierungen während des Krieges, aber vor allem die komplette Umgestaltung des Quartiers in den 1960er-Jahren, haben das Gesicht des Kiezes völlig verändert. Umso wertvoller werden zwei Buchen, die neben dem heutigen Rathaus Mitte stehen. So hat sich Frau Kubitz erzählen lassen, dass sie fast auf

29 Sophie Houdard untersucht in ihrem Text *Copying, Cutting and Pasting Social Spheres* in welcher Weise durch visualisierte Perspektiven der geplanten Projekte im Designprozess auch die sozialen Welten mitentworfen werden. Dadurch wird Bauherr*innen nicht nur eine zukünftige gebaute Welt dargestellt, sondern es wird auch eine soziale Welt mittransportiert, um den Auftraggeber*innen und gegebenenfalls die Öffentlichkeit zu überzeugen. Doch gerade dadurch werden Bilder und Erwartungen erzeugt, wie das fertige Gebäude genutzt werden sollte (Houdart 2008).

wundersame Weise den Krieg überlebten: »Hier war alles in Trümmern, ABER DIE BUCHE HAT GESTANDEN!« Nun soll auf der Fläche ein Gebäude entstehen. Gegen den Bau selbst hat der Nachbarschaftsrat nichts einzuwenden, doch die beiden Buchen würden weichen müssen. Frau Kubitz versteht nicht, warum man das Gebäude nicht ein wenig verschieben kann, um die Buchen zu erhalten. Mit Unterschriftenlisten versuchen die Bürger*innen noch in die Planungen einzugreifen, doch es wird wenig Hoffnung gemacht, denn die Vorplanung seien schon abgeschlossen. Es herrscht großes Misstrauen, ob wirklich alle an einer Lösung interessiert sind. Das geht so weit, dass die Nachbar*innenschaft genau hinsieht, wenn die Baufahrzeuge den Buchen zu nahe kommen und sie beschädigen könnten.

Michel de Certeau beschreibt wie der Versuch, die Stadt für die Planung lesbar und handhabbar zu machen dazu führt, dass die Komplexität des städtischen Lebens unterdrückt und unsichtbar gemacht wird. Als Kulminationspunkt dieser Entwicklung könnte man die funktionalistische Planung betrachten, die durch die Trennung von Funktionen versuchte, sie zu differenzieren, lesbar und neu konstruierbar zu machen. Es wurde versucht, die Stadt von all ihren unkontrollierbaren Gegebenheiten zu bereinigen. Aber die Wirklichkeit produziert ständig und unaufhörlich neue Widersprüche, die den Absichten der Rationalisierungstendenzen zuwiderlaufen.

Unterhalb der ideologisierenden Diskurse wuchern Finten und Bündnisse von Mächten ohne erkennbare Identität, ohne greifbare Konturen und ohne rationale Transparenz, die nicht verwaltet werden können. (de Certeau 1988: 185)

Diese Finten und Bündnisse, als widerständige nicht rationalisierbare Tätigkeiten, beschreibt de Certeau anhand der Praxis des Gehens. Das Gehen in der Stadt ist nicht durch Planung beherrschbar und entzieht sich dem Versuch der Strukturierung und Analyse. Es ist Raum der individuellen Äußerung, der räumlichen Artikulation der Fußgänger*in. In diesem Sinn ist das Gehen vergleichbar mit der Sprachäußerung der einzelnen Sprecher*in innerhalb eines gegebenen Sprachsystems. Diese Analogie der Sprache und des Gehens lässt sich für die Stadtmitmacher*innen weiter auf das Mitwirken an der Produktion der Stadt übertragen. Im Mitwirken versuchen sie innerhalb der gegebenen Machtstrukturen und Prozesse ihren Platz und ihre Handlungsspielräume zu finden und zu nutzen.

Auf der elementarsten Ebene gibt es in der Tat eine dreifache Funktion der Äußerung: zum einen gibt es den Prozeß der *Aneignung* des topographischen Systems durch den Fußgänger (ebenso wie der Sprechende die Sprache übernimmt oder sich aneignet); dann eine räumliche *Realisierung des Ortes* (ebenso wie der Sprechakt eine lautliche Realisierung der Sprache ist); und schließlich beinhaltet er *Beziehungen* zwischen unterschiedlichen Positionen [...]. (de Certeau 1988: 189)

Auf vergleichbare Weise eignen sich die Amateur*innen die Elemente der Stadt an, binden sie in ihre Praktiken ein, bis sie schließlich zu eng verzahnten selbstverständlichen Bestandteilen ihrer Handlungen werden. Ignacio Fariás fasst diese verzahnten Konstellationen in der Stadt zu hybriden Akteur*innen im Sinne der Actor-Netzwerk-Theory die zusammen, die er *urban assemblages* nennt (Fariás 2011). Menschliche Akteur*innen können im Netzwerk der Stadt nur wirken, wenn sie mit den Elementen der Stadt agieren und interagieren, sodass diese Kooperationen schließlich zu untrennbaren Assemblagen verschmelzen. (→ Amateur*in, S.88) Demnach muss eine Aktivist*in in der Quartiersentwicklung in ihrem Umfeld, ihrem Viertel, mit ihren sozialen Beziehungen und Netzwerken beschrieben werden, aber auch anhand ihrer politischen und institutionellen Gegner*innen, ihren Informationsquellen und ihren Kommunikationsmitteln, seien es Demonstrationsplakate oder Online-Posts. Um diese verschiedenartigen Konstellationen des Stadtgewebes erörtern zu können, ist es nötig, sich ihnen schrittweise anzunähern. Eine vollständige Beschreibung all dessen, was die Stadt gestaltet und ausmacht, ist nicht möglich. Sie zeigt sich für jede Stadtnutzer*in anders, ist unendlich verzweigt und verändert sich ständig. Daher kann es hier nur um eine stichprobenartige Auseinandersetzung gehen, die notwendigerweise den größten Teil der hypothetisch beschreibbaren Masse an Elementen unberücksichtigt lässt.

Verschiedene Formen der Beteiligung

Verwaltung und Politik haben vielfältige Möglichkeiten Partizipationsprozesse zu gestalten. Allen gemein ist, dass Formate und Abläufe im Voraus definiert werden und die Bürger*innenschaft zur Teilnahme eingeladen wird. Auch bei aufsuchenden Befragungen bleibt die Gestaltung der Formate in der Hand der Verantwortlichen. Andrea Cornwall, die die Formate als Räume³⁰ für Praktiken der Partizipation beschreibt, bezeichnet diese Angebote als *invited spaces* (Cornwall 2008: 275). Eine solche eingeladene Beteiligung ist demnach für die einzelne Bürger*in vorstrukturiert. Ihre Rolle ist zugewiesen und ihr steht frei, ob sie sich einfügt, um zu partizipieren oder ob sie der Veranstaltung fernbleibt. Doch für Cornwall ist Partizipation nicht nur aus der Perspektive der offiziellen Bereitstellung von Zugangsmöglichkeiten zu betrachten, sondern auch initiatives Engagement muss unabhängig von bereitgestellten Formaten als Teil der Beteiligungslandschaft gesehen werden. Hier werden eigene Schwerpunkte gesetzt und ausgehandelt. Termine, Strukturen, Werte und Zielsetzungen werden inner-

30 Cornwalls Raumbegriff ist hier im Sinne eines relationalen Raumes im Anschluss an Martina Löw zu lesen. Partizipationsräume sind also Räume, die zwischen Menschen aufgespannt werden, um anstehende Veränderungen in der Stadt- und Quartiersentwicklung zu besprechen. Sie sind ebenso fragil wie alle anderen sozialen Raumkonstellationen.

halb einer Gruppe festgelegt. Somit zeichnet sich diese initiative Beteiligung auch durch andere Macht- und Kontrollstrukturen aus (Cornwall 2008: 275). Das wird insbesondere im Gegensatz zu einladenden Verfahren deutlich. Diese bergen die Gefahr zur vorgeschobenen Alibibeteiligung zu werden, die den Anschein erweckt, lediglich zur Legitimation von Planungsvorhaben zu dienen.

- A** Herr Achims hat sich die Arbeit im Mieterbeirat der Wohnungsgesellschaft anders vorgestellt. Er wollte als Zwischenglied zwischen den Mieter*innen und der Vermieterin agieren, doch diese betrachtete den Mieterbeirat eher als formales Zugeständnis denn als Beteiligungsorgan. Es war lediglich ein Gespräch pro Jahr mit der Bereichsleiterin vorgesehen, welche dann nicht einmal ausreichend über die Bauvorhaben im eigenen Unternehmen informiert war. Herr Achims wurde zum Vorsitzenden des Mieterbeirats für das Quartier gewählt, doch der Aufwand mit täglich bis zu drei Stunden E-Mail-Verkehr zahlte sich nicht aus. Die Arbeit in der Gruppe war sehr anstrengend, weil eine Person immer ihren Willen durchsetzen wollte, auch wenn die anderen alles vorbereitet hatten. Dafür gab es zahlreiche Einladungen zu Grundsteinlegungen von Projekten, mit denen Herr Achims und seine Nachbar*innenschaft gar nichts zu tun hatten. Darüber hinaus gab es sogar Probleme mit seinem Mietvertrag, die er auf seine kritische Arbeit im Mieterbeirat zurückführte. So gab es viele Umstände, die für Herrn Achims viel Arbeit aber wenig Mitwirkung bedeuteten, sodass er seinen Posten im Mieterbeirat aufgab und sich auf den Nachbarschaftsrat konzentrierte.
- K** Für die Auftaktveranstaltung im Zuge der Bewertung der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt als städtebauliches Fördergebiet hat das Bezirksamt die Bürger*innen in das Café Moskau eingeladen. Es gab so viel Andrang, dass nicht alle reingelassen werden konnten. Frau Kubitz beschreibt, dass es eine Aufbruchsstimmung gab, weil endlich die Anwohner*innen in die Entwicklung des Quartiers mit einbezogen wurden. Die darauffolgende Veranstaltung im Kongresszentrum war jedoch weit weniger besucht, was laut Frau Kubitz auch mit dem schwindenden Vertrauen in den Prozess zu tun hatte: »[...] die Bürger merken ganz schnell, ob sie ernst genommen werden oder nicht, ne.«

Ist eine Initiative gegründet, sind Rollen und Aufgaben verteilt und grundsätzliche Festlegungen getroffen, so werden auch hier die Strukturen statischer. Nachfolgende Akteur*innen müssen sich einfügen, um Teil des Kollektivs zu werden. So entsteht eine binäre Struktur aus einer Kerngruppe und weniger stark involvierten Aktiven. Doch während bei der eingeladenen Beteiligung die Verantwortung auf Seiten der professionellen und institutionalisierten Akteur*innen liegt, sind Initiativen meist durchlässig für engagierte Aktive, die sich selbst tiefer in die Strukturen einbinden und Verantwortung übernehmen wollen. Da die Einbindung in

die Gruppe aber die Einigung auf gemeinsame Zielsetzungen voraussetzt, entstehen eher homogene Kollektive, die gegensätzliche Perspektiven exkludieren und nur wenige unterschiedliche Standpunkte vertreten (Cornwall 2008: 275).

- F** In der Gruppe von Gleichgesinnten, die sich über die Internetplattform *Meetup* gefunden hatten, um ein Gartenprojekt zu gründen, waren zunächst keine Hierarchien vorhanden. Zur ersten Aufräumaktion im Garten konnten dann circa 20 Personen aktiviert werden, mit denen nach getaner Arbeit geklärt werden sollte, was ab nun zu tun sei. Doch die meisten der Helfer*innen bei den Aufräumarbeiten kamen nicht wieder. Es verblieb eine engagierte Kerngruppe allderjenigen, denen der Erfolg des Projektes am Herzen lag und die nun selbst Partizipant*innen anwerben mussten. Sie hatten ein Projekt auf die Beine gestellt und boten nun allen Interessierten die Teilnahme an. Einzige Voraussetzung war das Einhalten der Regeln, die in der Kerngruppe entwickelt und als Grundlage für das gemeinsame Arbeiten im Garten für nötig befunden wurden. So entstanden zwei Gruppen im Projekt, die auch durch den beschränkten Zugang zum Schuppen funktional voneinander abgegrenzt sind. Gehört man nicht zur Kerngruppe, so ist man auf die Anwesenheit eines Mitglieds des inneren Kreises angewiesen, um an die Werkzeuge zu kommen. Merkt die Gruppe aber, dass eine Person sich engagiert, es auch persönlich passt und Lust für mehr Verantwortung vorhanden ist, kann sie Teil der Kerngruppe werden. Diese Hierarchisierung ist auch aus der Erkenntnis entstanden, dass einige sich durch zu offene Strukturen und Verantwortung abgeschreckt gefühlt haben.
- R** Um sich gegen eine geplante Neustrukturierung der Atelierförderung zu engagieren, hat Robert mit einigen Mitstreiter*innen eine neue Initiative gegründet. Sie kamen in einer Kerngruppe zusammen, um Strategien zu besprechen und mögliche Aktionsformen zu sondieren. Für die Aktionsfähigkeit der Initiative ist es aber wichtig, dass der Kreis zu einem gewissen Zeitpunkt erweitert wird. Dazu hat die Gruppe dann weitere Künstler*innen eingeladen, um sie über die Problematik und die bisherigen Überlegungen zu informieren und zum Mitmachen zu ermuntern. Doch dann gab es auch Misstrauen, dass es jetzt ein »Kopfgremium« gäbe, dass alles schon entschieden hatte und die anderen nur als »Fußvolk« mitlaufen lassen würde. Robert findet dieses grundsätzliche Misstrauen ziemlich nervig, denn es ist eigentlich nicht möglich direkt alle einzubinden und trotzdem etwas produktiv voranzubringen. Er selbst hat bei dieser Arbeit keine Bestrebungen, sich eine machtvolle Position zu erarbeiten, auch wenn sich solche hierarchische Konstellationen in selbstorganisierten Strukturen kaum vermeiden lassen. Aber offensichtlich spielt das für einige schon früh eine Rolle.
- K** Auch im Nachbarschaftsrat hat sich eine binäre Struktur entwickelt. Im Zuge der Vereinsgründung musste eine Organisationsform gefunden werden, die dem Ver-

einsrecht genügt und die Teilnahme an den Treffen des Nachbarschaftsrats trotzdem offen für alle hält, die sich dafür interessieren. Zu diesem Zweck stellt der Nachbarschaftsrat die Tagesordnungen auf der Homepage des Fördergebietes online, damit sie transparent nachvollzogen werden können. Wenn sich Anwohner*innen für die Arbeit oder auch nur ein einzelnes Thema interessieren, dann sind sie herzlich eingeladen zum Treffen zu kommen. Die Mitarbeit in den Arbeitsgruppen ist aber nicht an die Vereinsmitgliedschaft gebunden, sodass es auch eine AG gibt, die von einem Nichtmitglied geleitet wird. Das ist dann formell teilweise etwas schwierig, da Nichtmitglieder nicht offiziell im Namen des Vereins kommunizieren dürfen, aber das ist eher eine formelle Diskussion innerhalb des Nachbarschaftsrates und wird von außen wohl weniger wahrgenommen. Allerdings ist es in der Außenwirkung auch von Vorteil, wenn eine Meinung nicht von einer einzelnen Bürger*in kommuniziert wird, sondern im Namen des Nachbarschaftsrats. Trotzdem betonte Frau Kubitz, dass eigentlich jede Bürger*in gleich ernst genommen werden sollte.

Wissen, Sprache und Kompetenzen

Über die bestehenden Formate hinaus erfordert eine aktive Teilhabe an Entwicklungen in der Stadt eine gewisse Kenntnis von deren Produktionsbedingungen. Es ist nötig, sich über die Bedingungen des eigenen Handlungsspielraumes zu informieren, sich Wissen anzueignen und Mechanismen zu verstehen. Hier greifen die Akteur*innen auf die ihnen naheliegenden Zugänge zurück. Die eine bezieht ihre Informationen über die Tageszeitung oder das Nachbarschaftsmagazin, die andere über das Internet.

M Michael wohnt mit seiner Familie am Rand des Quartiers. Sein Haus gehört jedoch offiziell schon zum Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg. So kommen Rundbriefe zu Beteiligungsveranstaltungen oder andere Informationen, die hier oft per Post einwurf verbreitet werden, gar nicht bei ihm an, obwohl er direkter Anwohner ist. »Weil, das ist ja auch die Plansche genau hinter unserem Haus, über die mitentschieden wurde, aber weiß nichts, ja. Das ist ja total bescheuert.« Im Falle des regelmäßig erscheinenden Stadtteilheftes für das Fördergebiet hat er sich dann im zuständigen Büro darüber beschwert. Das hat zumindest teilweise funktioniert und nun bekommt er manchmal das Heft zugestellt.

Dabei dringt das Engagement und das Interesse der Aktiven tief in die Strukturen ein, wobei sie sich mithilfe von Literatur, aber oftmals auch über die Vernetzung mit anderen Aktiven informieren. Elizabeth Shove et al. erläutern, dass einzelne Praktiken immer verwoben mit anderen Praktiken sind (Shove et al. 2012: 81ff). In ihrem Verständnis von Praktiken setzen sich diese jeweils aus materiellen Komponenten, Kompetenzen und Sinnzuweisungen zusammen. Das nicht-professionel-



le Mitwirken an der Produktion der Stadt ist demnach abhängig von Zugängen zu Partizipationsformaten, der Fähigkeit sich an Diskursen zu beteiligen sowie der Auffassung, dass demokratische Einmischung wichtig ist. Daran wird ersichtlich, dass sich für jede Amateur*in eine andere Zusammensetzung dieser Faktoren ergibt, die sich zur individuellen Praxis des Mitwirkens konstituieren. Einzelne Elemente verknüpfen verschiedene Praktiken, werden auf unterschiedliche Weise eingebunden und in andere Zusammenhänge gebracht. So entstehen gänzlich neue individuelle Ausformungen von Praktiken aus neuartig zusammengefügteten Elementen. Jedes Mitmachen ist individuell und schafft Verbindungen zu anderen Praktiken, sodass es nur situativ und vor dem Hintergrund der persönlichen Biografie zu verstehen ist.

- K** Für Frau Kubitz ist das Ehrenamt wichtig. In der DDR empfand sie es als Selbstverständlichkeit, dass alle sich um ihr Umfeld kümmerten, was damals »gesellschaftliche Arbeit« genannt wurde. In den 1990er-Jahren hat auch ihr Engagement gelitten, denn die Angst arbeitslos zu werden, ließ keinen Raum für freiwillige Tätigkeiten. Da waren »Hirn und Herz« damit beschäftigt nicht arbeitslos zu werden. Diese Angst hat nicht direkt Zeit in Anspruch genommen, doch ihre Gedanken waren zu beschäftigt, um sich freiwillig zu engagieren. Doch mit der gewonnenen Freiheit durch die Pensionierung bringt sie wieder gerne ihre Kompetenzen in die Arbeit im Nachbarschaftsrat und in anderen Bereichen ein. Dabei betont sie, dass ihr nun gerade Erfahrungen aus dem Berufsleben helfen, denn sie hat dadurch keine »Angst vor großen Tieren« und sie nutzt ihre Routine im Formulieren von Briefen.
- R** Selbstorganisation ist für Künstler*innen wie Robert sehr zentral, weil sie meistens nur so Ausstellungen auf die Beine stellen können. Das macht es im Alltag sehr aufwendig und er kann auch seine Kolleg*innen verstehen, die dann keine Energie für politisches Engagement darüber hinaus haben. Robert musste schon während des Studiums viele Dinge selbst in die Hand nehmen, damit er bestimmte Räume nutzen konnte und war später Verwalter des Atelierhauses. Das führte dann auch in der politischen Arbeit zu dem Bewusstsein, dass man es selbst in die Hand nehmen muss, damit etwas passiert.

Die Strukturen, die der Produktion der Stadt zugrunde liegen sind zunächst schwer zu durchblicken. Man kann sie als Black-Box verstehen, deren Funktionsweise verborgen ist und bei der lediglich Input und Output sichtbar werden (Latour 1999). Um aktiv Einfluss zu nehmen, muss die Black-Box geöffnet werden. Dafür müssen die internen Prozesse sichtbar gemacht und nachvollzogen werden. Hat eine Aktivist*in ein konkretes Anliegen, muss sie zunächst verstehen, wo dieses Thema verhandelt wird, wo Entscheidungen getroffen werden und wo sie selbst Einfluss darauf nehmen kann. Das Erkenntnisinteresse der Stadtmitma-

cher*innen ist auf eine bereits etablierte Struktur und somit rückwärts gerichtet, im Sinne eines *Reverse Engineering*. Der Begriff kommt aus der Ingenieurspionage, bei der Produkte aus konkurrierenden Unternehmen auseinandergebaut werden, um sie zu kopieren. Mit dieser Strategie können aber auch Amateur*innen bestehende Geräte in ihrer Funktionsweise analysieren, um sie reparierbar zu machen (Friesinger/Schneider 2016). Das konstruktive Interesse an den technischen Zusammenhängen wird auf das Bestehende sozusagen rückwärts angewandt. Für Stadtmitmacher*innen lässt sich damit umschreiben, wie sie sich mit den Institutionen und Vorgehensweisen vertraut machen, um sich Wege zu suchen, eigenes Handeln in diese Struktur einzubetten. [→ Black Boxes, S. 108]

- A** Herrn Achims interessieren die Strukturen des politischen Alltags. Als er von einer öffentlichen Ausschusssitzung der Bezirksverordnetenversammlung zu Quartiersentwicklung und -management las, beschloss er hinzugehen, um sich eine solche Sitzung einmal anzusehen. Dort war er dann der einzige Gast und wurde sogar vom verwunderten Sitzungsleiter angesprochen, wer er denn sei. Die Sitzung fand Herr Achims spannend, wenn auch nicht direkt wegen der Themen. Zunächst wurde darüber abgestimmt, ob die nächste Sitzung für eine Fußballübertragung verschoben werden sollte und dann wurde die Sitzung straff und pünktlich beendet: »Also, ähm, auch zum Schluss, das hab ich auch noch nicht so erlebt: ›Es ist 19:03 Uhr und um 19:03 Uhr beenden wir die Sitzung.« [...] Das ist GENAU und, und jetzt hatte ich das Protokoll davon, steht genau drin: [...] Ende der Sitzung 19:03 Uhr. (kichert)«

Dabei ist aber unbedingt zu betonen, dass der reversible Zugang zu den Produktionsweisen keineswegs eine von vornherein benachteiligte Position schafft. Das Begreifen der Abhängigkeiten und fragilen Arrangements, die die etablierten Produktionsbedingungen der Stadt erhalten, kann für Amateur*innen ermächtigend wirken. Fast im Sinne einer Akupunktur mit minimalem Aufwand und maximalem Nutzen, tun sich auf diese Weise Schnittstellen für eigenes Handeln auf.

- R** Die Initiative für bedrohte Atelierhäuser versucht stets mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln möglichst viel Aufmerksamkeit zu generieren. Um die Prekarisierung der Arbeitsbedingungen von Künstler*innen durch Immobilien Spekulation anzuprangern, schrieben sie anlässlich der *Art Week* einen Preis aus. Der *Weak Art Award* sollte als Negativpreis Unternehmen oder Personen prämiieren, die sich besonders um die Schwächung künstlerischer Arbeitsbedingungen ausgezeichnet haben. Bezeichnenderweise hat die unabhängige Jury den Eigentümer von Roberts ehemaligem Atelierhaus prämiert, was auch einige Aufmerksamkeit in der Presse fand.

Die Aktiven beginnen häufig aus dem Feld ihrer beruflichen Tätigkeit auf die eigene Nachbar*innenschaft zu blicken und ihre Kompetenzen einzubringen. Professionelle Sichtweisen mischen sich in die Argumentationen im freizeithlichen Engagement und teils wird die Grenze zum beruflichen Handeln uneindeutig. → Verbindungen von Praktiken, S. 51 Das professionelle sowie das autodidaktische Wissen gehen dabei immer in die Kompetenzen ein, die den persönlichen Handlungsspielraum bestimmen. Im Bereich der Sprache kann die Vertrautheit mit den Begrifflichkeiten der Planungspraxis den Einstieg erleichtern. Ohne diese Grundlage ist es oftmals schwerer sich in stadtpolitische Themen einzuarbeiten und aktiv mitzuwirken. So kann die Mitwirkung aufwendige Lernprozesse erfordern, die zum bereits zeitintensiven Engagement hinzukommen. → Sprache, S. 76

W In den 1990er-Jahren engagierte sich Frau Willert in Pankow für die Aufstellung von Sanierungsgebieten. Insbesondere in Pankow Zentrum war sie dafür mit einer Bürgerinitiative aktiv und erfolgreich. Später arbeitete sie in der Politik und der Verwaltung. So hat sie im Verlauf der Zeit schon selbst einige öffentliche Veranstaltungen organisiert und kennt die Strukturen derartiger Formate gut. Zudem ist ihr als Architektin die Fachsprache vertraut. Zwar bespricht sie sich vorab mit niemandem und ergreift auf den Veranstaltungen, die sie besucht, das Wort nur für sich, doch sie setzt sich dafür ein, dass auch andere folgen können. »Weil Architekten und überhaupt Intellektuelle neigen ja dazu eine eigene Sprache zu pflegen, die Otto-Normal-Verbraucher nicht versteht. Und Otto-Normal-Verbraucher hat nicht immer den Mut zu fragen: ›Was heißt denn das eigentlich, was du jetzt gerade sagst.‹ [...] Das mache ich übrigens auch manchmal. Weil mir das wichtig ist. Ich kann mich besser einmischen, weil ich etwas mehr fachliches Wissen mitbringe, aber die, die da wohnen, die dem ausgeliefert sind, die haben es trotzdem verdient, dass sie anständig behandelt werden.«

R Für das städtebauliche Werkstattverfahren zum Haus der Statistik hat sich Robert als Nachbarschaftsvertreter für das Quartier wählen lassen. Dort war er einer von vier Vertreter*innen der Nachbar*innenschaft und der Zivilgesellschaft in einem sogenannten Obergremium, in dem die Entwürfe diskutiert wurden. Als Fachfremder hatte Robert jedoch schnell Schwierigkeiten der fachlichen Auseinandersetzung zu folgen. Auch wenn er sich anhand der vorab zugesandten Dokumente vorbereitete, fühlte er sich nur selten befähigt, kritische Fragen zu stellen, weil er viele Zusammenhänge nicht in ausreichender Tiefe durchblicken konnte. Da er zu dem Zeitpunkt genug Zeit hatte, nahm er auch an öffentlichen Workshops zu ähnlichen Themen im Rahmen des Prozesses für das Haus der Statistik teil. So konnte er sich eingehender mit den Problemen der Bebauung beschäftigen und die Haltung der Nachbar*innenschaft besser verstehen, die er zwar vertreten sollte, aber mit deren Meinung er teilweise nicht übereinstimmte.

Zeit und Räume

Für viele Aktivitäten sind Räume und materielle Ressourcen erforderlich. So ist allein die Frage nach geeigneten Räumlichkeiten für Treffen immer wieder zentral für das Mitmachen. Bei einigen Projekten sind die Akteur*innen auf Finanzmittel angewiesen. Sind diese an Bedingungen geknüpft, erfolgt unter Umständen eine Anpassung, eine Justierung der geplanten Aktionen auf die geforderten Rahmensetzungen.

- F** Für Floras Gartenprojekt ist es offensichtlich, dass es ohne eine Fläche zum Gärtnern nicht realisiert werden kann. »Was willst du diskutieren, wenn du kein Grundstück hast?« Mit dem Feststehen der Fläche war das gesamte Projekt geprägt. Da sich das Grundstück auf einem Schulgelände befindet, gibt es eine Institution, mit der die Nutzung des Gartens koordiniert werden muss. Um hier eine gute Kommunikation zu schaffen, haben sowohl die Garteninitiative als auch die Schule je eine Person als Vertreter*in gewählt, die in engem Austausch miteinander stehen. Für das offene Projekt, das immer neue Mitstreiter*innen sucht, soll auch die Nachbar*innenschaft angesprochen werden. Da dort wenig Interesse für große Gemeinschaftsbeete bestand, ging die Gruppe, der es eigentlich um das kollektive Gärtnern ging, einen Kompromiss mit Einzelbeeten ein.
- K** Das Nachbarschaftsfest in der Schillingstraße wurde vom Nachbarschaftsrat im Rahmen des Tages der Städtebauförderung veranstaltet. Die Idee dieses Tages ist, dass es an einem bestimmten Tag in vielen verschiedenen Kiezen Feste gibt, die gefördert und unterstützt werden. Der Nachbarschaftsrat, in dem Frau Kubitz aktiv ist, hat sich daran zum zweiten Mal beteiligt und ein Straßenfest mit Bühne und vielen Ständen organisiert. Dafür gab es finanzielle Unterstützung durch den Bezirk und organisatorische Hilfestellung durch das betreuende Planungsbüro. Ohne diesen Rahmen wäre es für die engagierten Mitglieder des Nachbarschaftsrates nicht möglich gewesen, die Organisation zu bewerkstelligen. Trotzdem war sehr viel Eigenleistung erforderlich. Für Frau Kubitz hat sich der Aufwand aber spätestens dann gelohnt, als sie einen Kinderchor anmoderieren durfte und die glücklichen Gesichter der Kinder und ihrer Zuschauer*innen sehen konnte.

Zeit ist eine besondere Ressource. Es ist grundsätzlich ein Privileg, über freie Zeit für Beteiligungsverfahren zu verfügen. Sie ist generell knapp, doch zeichnet sich das freizeitliche Engagement oftmals dadurch aus, dass hierfür Zeitreserven investiert werden. Anne Honer schreibt davon, dass sich die Zeit umkehrt, wenn die Heimwerker*in sich ihrer Werkstatt zuwendet (Honer 1993). Ist sie außerhalb der Werkstatt bestrebt Zeit zu sparen und effizient mit ihr hauszuhalten, so nutzt sie sie zum Heimwerken eher exzessiv und nimmt sie sich bewusst, um in Ruhe

zu arbeiten. Dale Southerton hat untersucht, wie Menschen in ihrem Alltag bestimmte Zeiten besonders effizient organisieren – *hot spots* erzeugen –, um viel zu schaffen, damit sie dann Phasen der Ruhe haben – zeitliche *cold spots* –, die sie mit ihren Bezugspersonen verbringen können (Southerton 2003). Betrachtet man die libidinösen Tätigkeiten der passionierten Amateur*innen als Bezugspunkte, so lässt sich auch hier feststellen, dass für das jeweilige Hobby *cold spots* geschaffen werden, um sich ihnen ohne Hektik hinzugeben. → Squeezing time, S. 93 Die Amateur*innen der Stadtentwicklung verwenden ihre Zeit auf unterschiedlichste Tätigkeiten. Versammlungen sowie deren Vorbereitung, Recherchen und Ausarbeitungen von Positionspapieren oder die Durchführung von Aktionen wie Demonstrationen oder Unterschriftensammlungen. Die Bereitschaft, Zeit zu investieren hängt immer vom Empfinden der Sinnhaftigkeit ab. Aber auch davon, ob es absehbar ist, wie lange diese intensiven Phasen andauern oder wie gut der Aufwand im Voraus abgeschätzt werden kann.³¹

- M** Die fehlende Zeit ist für Michael der Hauptgrund, warum er bestimmte Aktivitäten nicht machen kann. Er findet es sehr wichtig, sich einzubringen, doch als Familienvater und selbstständiger Architekt kommt er nicht dazu. Er geht zu einigen Abendveranstaltungen, aber als richtige Beteiligung sieht er das nicht. Er bringt dort seine Meinung ein, aber »die Schwelle dann [...] Ämter zu übernehmen«, die hat er bisher nicht übertreten, da er dafür zu inkonstant mit seinem Zeitbudget ist. Derzeit sieht er kein akutes Thema, bei dem er seine Stimme unbedingt einbringen möchte und ein dauerhaftes Engagement ist für ihn zu unüberschaubar. Er befürchtet eher, sich darin zu verlieren und meint, man sollte sich mit der Zeit von vornherein beschränken, um zu vermeiden, dass man »ausblutet«. Manchmal hält er Vorträge oder spricht auf Podiumsdiskussionen. Das findet er auch wichtig, aber es bleibt bei vereinzelten Veranstaltungen.
- A** Herr Achims bringt seine Zeit gerne ein, um etwas zu bewegen. Sein Engagement im Mieterbeirat hat er jedoch aufgegeben, weil ihm seine Zeit dafür einfach zu schade war. Ein anderes Mitglied des Beirats hat sich sehr destruktiv gegenüber der Arbeit der anderen verhalten. Viel Kraft und Zeit zu investieren, wenn am Ende kein Respekt dafür gezollt wird, dass muss er sich im Ehrenamt nicht antun. Zudem hatte er das Gefühl, dass grundsätzlich keine Mitwirkung für den Beirat vorgesehen ist, sondern dieser lediglich als Alibi-Institution eingerichtet worden war. Anstelle von

31 Gunter Weidenhaus hat in seiner Dissertation *Soziale Raumzeit* das komplexe gegenseitige Abhängigkeitsverhältnis von Zeit- und Raumkonzeptionen untersucht. Die individuelle Bedeutung und das Verständnis von Zeit und Raum stehen dabei in Zusammenhang mit der Sozialisation und den Weltbeziehungen und erzeugen ein sehr subjektives Empfinden von Zeit und Raum als verfügbare Ressourcen (Weidenhaus 2015).

echter Mitsprache scheint es dabei eher um das öffentlichkeitswirksame Präsen-
tieren der Mieter*innenvertretung auf Veranstaltungen zu gehen. »Warum sollte
ich denn hier Energie verschwenden und, ähm, und dort, mich da ärgern und nicht
weiterkommen?«

Kooperation mit Externen

Das Mitmachen bei der Gestaltung der Stadt führt häufig zu Kooperationen mit
externen Institutionen. Das können zum einen die Stadtverwaltung, Behörden
und die Politik, sowie Unternehmen, Universitäten und Wohnungsbesitzer*innen
und -gesellschaften sein, aber auch andere Kollektive und die Anwohner*innen.
Die Aktiven sind in diesen Konstellationen oftmals ohne eigene Entscheidungs-
kompetenz und auf den Willen zur Zusammenarbeit angewiesen. Hierbei sind sie
keineswegs passiv, sondern versuchen verschiedene Wege zu beschreiten, steuern
um, brechen ab und restrukturieren sich im Zusammenspiel mit den externen,
nicht direkt beeinflussbaren Akteur*innen außerhalb der eigenen Strukturen.

- A** Herr Achims hat sich sehr darüber geärgert, dass die Mieter*innen der ehemaligen
Mokka-Milch-Eisbar ihre Fahrzeuge neben seinem Wohnhaus auf der Grünfläche
abstellen und die Mülltonnen auf dem Gehweg standen. Er hat dann mithilfe der
App des Ordnungsamtes Fotos von der Situation an die verantwortlichen Behör-
den geschickt. Nach drei Wochen erhielt er die Rückmeldung, dass keine Verfeh-
lungen festzustellen waren. Doch Herr Achims blieb beharrlich: »Na wartet mal
ab! [...] wie kann man's am besten machen? Und dann hab ich's wieder fotografiert
und hab [...] eben reingeschrieben: »Entgegen der Aussage der Mitarbeiter des Ord-
nungsamtes stehen die Mülltonnen immer noch da. Und möchte hiermit ankün-
digen, ich werde sie jeden Tag fotografieren und jeden Tag Ihnen eine Nachricht
schreiben, bis die Mülltonnen weg sind.« Nachdem er sieben Tage lang den Müll
dokumentiert und gemeldet hatte, wurden die Tonnen ordnungsgemäß entfernt.
Herr Achims freut sich, dass seine Strategie funktioniert hat und er einen kleinen
Erfolg erzielen konnte. »Find's einfach nur lustig [...] eigentlich dachte ich, dass das
so passiert, wie immer, dass NICHTS draus entsteht, aber da hat sich doch nun Be-
harrlichkeit ausgezahlt.«
- R** Die Künstler*innengemeinschaft von Roberts ehemaligem Atelierhaus hatte an-
fangs Schwierigkeiten mit dem Hauseigentümer in Kontakt zu treten. Dieser re-
agierte gar nicht erst auf Anfragen. Daher bemühte sich die Gruppe darum, ihren
Fall in der Presse bekannt zu machen. Da der Eigentümer seine Projekte gerne als
Kreativstandorte vermarktet und ihm gute Presse wichtig war, hatte die Gruppe
einen empfindlichen Punkt getroffen. Daraufhin kam es zu Gesprächen und sogar
einem gemeinsamen Diskussionspanel auf der netzpolitischen Konferenz *re:publi-*

ca. Im Anschluss konnten sie mit Fördermitteln eine Machbarkeitsstudie für eine Aufstockung erstellen, die jedoch an behördlichen Auflagen scheiterte. Nach dem Auszug der Künstler*innen aus dem Haus ist der Kontakt zum Eigentümer wieder abgebrochen. Die Strategie der Gruppe war es, dass sie sich als Mieter*innen möglichst kooperationsbereit zeigen wollten, um die »Fallhöhe« für den Investor möglichst hoch zu halten. Mit einer reinen Protesthaltung oder einer Besetzung hatten sie sich nur wenig Chancen ausgerechnet.

Eine wichtige Differenzierung liefert de Certeaus Unterscheidung von Strategien und Taktiken. Strategien werden aus machtvollen Positionen heraus entwickelt und sind langfristig kalkulierbar, weil sie sich auf eigenen Besitz stützen können, der das Handeln stabilisiert. Taktiken gründen nicht auf Besitz und kalkulieren daher immer situativ mit dem Besitz anderer, um einen flüchtigen Vorteil zu erhaschen. Während die Strategie von einem Ort als festem Ausgangspunkt geplant werden kann, ist die Taktik immer abhängig von der Zeit und der Gelegenheit. Ebenso wie nichtbesitzende Individuen bei de Certeau, die taktisch agieren müssen, da sie keinen Zugriff auf stabilisierende materielle Strukturen haben, müssen sich auch die Stadtmitmacher*innen darauf spezialisieren, die Ressourcen anderer miteinzubeziehen und für ihr Handeln einzuspannen. Während die Stadtverwaltung oder die Privatwirtschaft strategisch handeln kann, um ihre Zielvorstellungen umzusetzen, agieren die Stadtmitmacher*innen taktisch:

Die Taktik hat nur den Ort des Anderen. Sie dringt teilweise in ihn ein, ohne ihn vollständig erfassen zu können und ohne ihn auf Distanz halten zu können. Sie verfügt über keine Basis, wo sie ihre Gewinne kapitalisieren, ihre Expansionen vorbereiten und sich Unabhängigkeit gegenüber den Umständen bewahren kann. Das »Eigene« ist ein Sieg des Ortes über die Zeit. Gerade weil sie keinen Ort hat, bleibt die Taktik von der Zeit abhängig; sie ist immer darauf aus, ihren Vorteil »im Fluge zu erfassen«. Was sie gewinnt, bewahrt sie nicht. Sie muß andauernd mit den Ereignissen spielen, um »günstige Gelegenheiten« daraus zu machen. Der Schwache muß unaufhörlich aus den Kräften Nutzen ziehen, die ihm fremd sind. (de Certeau 1988: 23)

Überträgt man diese Gedanken auf das Handeln der Stadtmitmacher*innen, wird sichtbar, dass ihre Tätigkeiten stets darauf ausgerichtet sind, an andere Akteur*innen anzudocken. Die verschiedenartigsten Formen des Interagierens zwischen den heterogenen Gruppen und der Vielzahl von möglichen Kooperationspartner*innen sind dabei nur schwer zu umfassen und zeichnen sich gerade durch die stete Suche der Handelnden nach neuen Wegen und Gelegenheiten aus. Dabei bleiben die Kooperationen asymmetrisch in Bezug auf Machtfragen und strukturelle Abhängigkeiten. Die Fähigkeit, sich mit den zur Verfügung ste-

henden Mitteln einen Handlungsspielraum zu ermöglichen, sind vergleichbar mit der Improvisationskunst der *Bricolage*, von der Claude Lévi-Strauss schreibt (Lévi-Strauss 2016: 29ff). Beim bricolagen Denken handelt es sich um eine Wissensstruktur, die darauf ausgerichtet ist, mit den zur Verfügung stehenden Mitteln agieren zu können. Dem stellt Lévi-Strauss das Ingenieurdenken gegenüber, das nach der universellen und dafür vorgesehenen Lösung für ein Problem sucht. → Bricolage, S. 57 Auch hier wird deutlich, dass das nicht-professionelle Agieren zwar mit einigen Mängeln verbunden ist, jedoch oftmals reichere Perspektiven und Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung stehen.

K Die Eigentümer*innengemeinschaft von Frau Kubitz hat sich dafür entschieden die Wege auf dem Grundstück wieder gemäß des Originalzustands herzustellen. Ihr ging es auch darum, mit gutem Beispiel voranzugehen und die Verantwortlichen der Denkmalpflege zu unterstützen: diese können die Gehwegplatten der Eigentümer*innengemeinschaft bei Begehungen vorzeigen und positiv hervorheben. Sie haben sich im Haus auch dagegen entschieden das Grundstück zu umzäunen. Zu DDR-Zeiten war alles Volkseigentum und öffentlich zugänglich. Nach der Wende wurden viele Zäune errichtet. Mit einer Buchsbaumhecke anstelle eines Zauns hat die Hausgemeinschaft freiwillig die Vorschläge der Denkmalpflege umgesetzt. Frau Kubitz hofft, dass der Leiter der Denkmalpflege mithilfe dieses Vorzeigebeispiels weitere Bauherr*innen davon überzeugen kann, die ursprüngliche Gestaltung wiederherzustellen und die ursprünglichen Qualitäten des Quartiers so wiederzubeleben.

Gelingen und Scheitern von Kooperationen

Im Idealfall gelingt es der Gruppe eine Partner*in zu finden, die die gemeinsamen Ziele unterstützt und zur intensiven Kooperation bereit ist. Teils ist die Kooperationspartner*in auf gewisse Zugeständnisse angewiesen. Sind diese jedoch nachvollziehbar für die Amateur*innen, lassen sich diese Ziele mit den eigenen verknüpfen und es kann eine stabile Zusammenarbeit entstehen.

F Der Garten wäre ohne die Kooperation mit der Schule, auf deren Schulhof er angelegt wurde, nicht denkbar. Der Kontakt war über einen ehemaligen Schüler zustande gekommen, der seine damalige Lehrerin kontaktierte. Die Gartengruppe hatte die Idee, dass es auf Schulhöfen genug Platz geben könnte und viele ursprünglich als Schulgarten angelegte Flächen gar nicht mehr genutzt werden. Ihren Überlegungen zufolge könnte der Garten zugleich auch von der Schule genutzt werden, sodass ein gegenseitiger Vorteil entsteht. Für die direkte Kommunikation hat sich jeweils eine Kontaktperson von Schule und Gartenprojekt etabliert. Dabei wurde auf vertragliche Vereinbarungen verzichtet. Alles basiert auf

dem gegenseitigen Commitment und Vertrauen. »Und ohne dieses Vertrauen und die Erwartung, dass man halt zusammen etwas Gemeinsames, Gescheites aufbaut, dann funktioniert es sowieso nicht.« Nachdem im ersten Jahr die Hochbeete aus zusammengesammelten Holzresten bestanden, bat die Schule darum, nur unbehandeltes Holz einzusetzen und keine Kunststoffe im Garten zu verwenden. Das bedeutete zwar großen Aufwand für den Umbau, aber auch wenn die Gruppe das etwas übertrieben fand, entsorgte sie die alten Hochbeete und baute sie neu auf, da sie die Argumente letzten Endes nachvollziehbar fand. Zudem hat die Schule die Gärtner*innen verpflichtet, eine Liste mit allen Personen vorzulegen, die Zugang zum Garten und somit zum Schulgelände haben. Dort muss jede*r sich bereiterklären, die vereinbarten Regeln einzuhalten.

Andere Gruppen sind direkt aus der Einladung zur Kooperation entstanden. Dies stellt in gewissem Sinne eine Sonderform der eingeladenen Beteiligung dar und zielt explizit darauf ab, dass sich Gruppen gründen können, die als Vertretung der Nachbar*innenschaft oder anderer Interessengruppen auftreten, um so deren Perspektive einzubinden. Können sich diese Gruppen unter dem Schutz der einladenden Institution stabilisieren, ist anschließend eine gewisse Emanzipation nötig, um sich der direkten Abhängigkeit zu entziehen.

- R** Die Initiative für bedrohte Atelierhäuser ist zusammen mit dem Atelierbeauftragten des Berliner Senats gegründet worden. Die Kooperation war sehr eng und die gemeinsamen Treffen fanden immer mit dem Atelierbeauftragten statt. Während Robert und seine Mitstreiter*innen noch für ihr Gebäude kämpften, hatte dieser mehr Überblick und erkannte, dass die Raumsituation für mehrere Atelierhäuser zum Problem wurde. Als der Atelierbeauftragte jedoch durch andere Projekte weniger Zeit hatte und sich die Gruppe ohne ihn besprechen wollte, stellte er sich quer. Die Künstler*innen waren zunächst verblüfft über das Veto und ihnen wurde bewusst, dass sie auch als politisches Werkzeug des Atelierbeauftragten dienten. Da sämtliche Organisation der Initiative über den Atelierbeauftragten gelaufen war, war eine Abhängigkeit entstanden. Die Gruppe musste erst neue Wege finden, um eigenständig arbeitsfähig zu bleiben, als der Atelierbeauftragte auf eine andere Stelle wechselte.

- K** Das Stadtplanungsbüro KoSP, welches das Fördergebiet begleitet, nahm nach der Erarbeitung des Stadtentwicklungskonzeptes den Gedanken auf, dass es eine Bürger*inneninitiative im Quartier bräuchte. Die interessierten Bürger*innen wurden eingeladen, sich zu einem Nachbarschaftsrat zusammenzufinden. Frau Kubitz ist der KoSP sehr dankbar, dass sie diesen ungewöhnlichen Weg wählten, eine Bürgerinitiative von oben zu initiieren, denn sonst wäre es schwer gewesen so viele engagierte Nachbar*innen zusammenzubringen. Es hat dann eine Weile gedauert,

bis sich die Gruppe emanzipiert und einen Verein gründete. Die Gruppe war auf die Mitwirkung und die Versendung der Einladungen durch die KoSP angewiesen, da sich die Bürger*innen untereinander ja anfangs noch gar nicht kannten. Auch weiterhin ist die Unterstützung und Zusammenarbeit mit der KoSP wichtig, wenn es zum Beispiel um Kontakte zu schwer erreichbaren Akteur*innen geht. Dennoch agiert der Nachbarschaftsrat zunehmend eigenständig und mit eigener Stimme.

Das Vorgehen der Stadtmitmacher*innen ist häufig darauf ausgerichtet eine Hauptakteur*in zur Zusammenarbeit zu bewegen. Dazu werden oftmals Dritte als taktische Partner*innen eingebunden, um die andere Seite zum Handeln oder Umlenken zu bewegen. Hierfür greifen die Aktiven auf verschiedenste Netzwerke zurück, die teilweise auch bewusst akquiriert werden, um die Handlungsmöglichkeiten zu erweitern.

K Voller Ärger berichtet Frau Kubitz vom Besuch des Verantwortlichen der Bezirksverwaltung für die medizinische Versorgung. Dieser wurde vom Nachbarschaftsrat eingeladen, um über den Mangel an Ärzt*innen im Quartier zu sprechen, doch er hatte sich zu dem Thema gar nicht richtig informiert. Für Frau Kubitz ist das eine Missachtung der engagierten Bürger*innen. Trotzdem haben sie und ihre Mitstreiter*innen versucht, kooperativ zu bleiben. Als der Bezirksbeamte in einem Interview meinte, eine Unterschriftenliste würde ihm in den Verhandlungen mit der Kassenärztlichen Vereinigung helfen, sammelte der Nachbarschaftsrat Unterschriften und sandte sie ihm zu. Doch daraufhin ist nichts passiert. »[...] also das war für mich der Supergau. Ja. Latscht hier her, wie ins Kino, ja. Und dann wünscht er sich was, dann kriegt [...] er das was er sich wünscht, Unterschriftenlisten. Und es bewegt sich immer noch nichts.« Im Scherz schlägt Frau Kubitz sogar vor, sich vor seine Tür zu setzen und ihn nicht rauszulassen, bevor er etwas tut. Die Gruppe versucht immer mit gut aufgearbeiteten Unterlagen an die Verantwortlichen heranzutreten oder Expert*innen von der Hochschule einzubinden, deren Aussagen wissenschaftliches Gewicht haben, sodass nach ihrem Ermessen gar keine Möglichkeit besteht, nicht mehr zu handeln. »[...] grad beim Thema medizinische Versorgung muss eigentlich jeder Verantwortliche, ähm, im Bezirk verstanden haben, dass es den Leuten unterm [...] Nagel brennt«

Es gibt zahlreiche Momente, in denen die Aktiven mit Außenstehenden über ihre Gruppen, Projekte und Ziele sprechen. Es werden Kooperationen erörtert, angebahnt und sondiert. Dabei kann sich aber auch zeigen, dass eine Zusammenarbeit zu starke Kompromisse erfordert oder der nötige Aufwand einer Kooperation die Vorteile übersteigen würde.

- A** Als die Vereinsgründung anstand, informierte sich der Nachbarschaftsrat bei bereits bestehenden Nachbarschaftsvereinen. Da das nahe Gebiet der Luisenstadt vom gleichen Büro wie die Karl-Marx-Allee betreut wird, nahmen sie Kontakt auf und luden einen Vertreter zur Sitzung des Nachbarschaftsrates ein. So konnten sie direkt ihre Fragen klären und sich über Fallstricke der Vereinsgründung aus erster Hand informieren. Auf Nachfrage durften sie sogar die Satzung als Vorlage verwenden. Das Gespräch ging dann noch über die konkreten Fragen zur Vereinsgründung hinaus zu den Erfahrungen, die in der Luisenstadt gemacht worden waren. Herr Achims fühlt sich darin bestätigt, dass er auch Leute in Verantwortungspositionen anspricht, wenn sich die Gelegenheit ergibt. »Weil man muss ja ein Netzwerk aufbauen. Ohne dem funktioniert's ja nicht. Das hat der auch gestern aus der Luisenstadt auch gesagt.« Sie bleiben in Kontakt.

Amateur*innenpraktiken beziehen eine Vielzahl von Aspekten in ihr Verständnis von Stadt und Transformation mit ein, die aus der professionellen Perspektive als Nebenaspekte bewusst ausgeblendet werden, um »nur« die Stadt, isoliert von Nebengeräuschen betrachten zu können (de Certeau 1988). Die Wahl der Zugänge und Formate ist für die Stadtmitmacher*innen keine grundsätzliche Entscheidung. Situativ wechseln sie zwischen eingeladenen Formaten und initiativen Gruppen (Cornwall 2008). Dabei sind sie immer von ihrem Wissen, ihrer Sprache und ihren Kompetenzen geleitet, aus denen heraus sich auch die Sinnzuschreibungen für ihr Handeln entwickeln (Shove et al. 2012). Die eingesetzten Ressourcen wie Zeit und Räumlichkeiten müssen dabei einerseits als Privilegien betrachtet werden, andererseits sind sie aber auch Ausdruck von Prioritätensetzungen der Akteur*innen (Honer 1993; Southerton 2003). Das Stadtmitmachen ist immer auch die Suche im Gewebe der Stadt nach Kooperationen mit Akteur*innen und Institutionen, die als Multiplikator*innen mehr Wirksamkeit versprechen. So entstehen hybride Konstellationen aus Institutionen, Räumen und Kollektiven, die als *urban assemblages* der Mitwirkung bezeichnet werden können (Farías 2011).

Die Kollektive der Stadtmitmacher*innen

Der bisherige Blick auf die Lebenswelten von Stadtmitmacher*innen zeigt, dass niemand allein handeln kann und somit Kollektive eine zentrale Rolle in jedem Engagement einnehmen. Das Mitwirken an der Gestaltung der Stadt passiert nie als solitäres Handeln Einzelner*, denn beim Erschaffen von Räumen des öffentlichen Lebens geht es immer um die gemeinsamen Lebenswelten. Hennion betont, dass Geschmack durch Kollektive kultiviert wird, die einen Rahmen für die relevanten Bestrebungen und Aktivitäten bieten (Hennion 2005: 5). Während Bourdieu das Schmecken selbst als soziale Distinktionspraxis zur Stabilisierung der gesell-

schaftlichen Klassen- und Milieuunterschiede beschreibt, sieht Hennion im kollektiv vermittelten Geschmack den Startpunkt für die Entwicklung eines eigenen Geschmackssinns in seinem hier verwendeten erweiterten Sinne. Durch das Nachempfinden von Geschmacksempfehlungen, die man von Freund*innen erhält oder aus medialen Quellen bezieht, entwickelt sich der eigene Geschmack. Genauso ist die Ablehnung bestimmter Geschmäcker meist kollektiv vermittelt. Hennion betont, dass niemand für sich allein schmecken kann, sondern dass das Kollektiv der notwendige Ausgangspunkt jedes Geschmacksempfindens sein muss.

There is no taste as long as one is alone, facing objects; no amateur knows from the outset how to appreciate good things, or simply what she/he likes. Taste starts with the comparison with others' tastes. The collective is not the hidden truth of taste; it is the obligatory starting point. (Hennion 2005: 5)

Die Amateur*in entwickelt ihren persönlichen Geschmack in der Auseinandersetzung mit den Empfehlungen ihrer Mentor*innen. Der individuelle Geschmack ist das Ergebnis eines Nachspürens von kommunizierten sinnlichen Wahrnehmungen. Es wird versucht nachzuempfinden, was andere verbalisiert haben, wenn sie etwas als bitter oder salzig bezeichnen. So wird der Geschmackssinn geschult, routinisiert und verkörperlicht. Die Amateur*innen teilen Aussagen über Geschmacksurteile untereinander, sodass die Rollen innerhalb der Kollektive sich verändern, wenn die lernenden Amateur*innen ihrerseits zu prägenden Mentor*innen werden und ihre Geschmacksempfehlungen weiterreichen. → Rekrutierung, S.54 Am Beispiel von Rockmusik macht Hennion deutlich, wie Geschmack stabile Kollektive formt, die ein breites Set an Haltungen, Handlungsweisen und Kleidungsstilen teilen. Dabei ist der soziale Kit des gemeinsamen Geschmacks oft stärker als eine abstrakte politische Idee von Gemeinwillen.

Conversely, as the case of rock [music] showed with such obviousness that it became a cliché, the production of a taste »makes« its own collectives (i.e. ways of living, dressing, going out, walking, etc.), gradually defined and stabilized by this community, especially since it is precisely not calculable and is based on feelings, bodies, gestures and objects, and not on a »general will« postulated by the political philosopher or on a determinist belonging regulated by social games. Taste is a most efficient »group-maker«. (Hennion 2005: 6)

Übertragen auf die Stadt als Alltagsraum lässt sich also sagen, dass die Stadt im Kollektiv erfahren wird. Orte, Räume und Veranstaltungen werden empfohlen, gemeinsam erkundet und bewertet. Im Vergleich mit den Urteilen der Anderen entsteht ein individuelles Verständnis von Stadt, dass sich aus einer Vielzahl von geteilten Eindrücken, Urteilen und Wahrnehmungen aus unterschiedlichen Kol-

lektiven zusammensetzt. Das einzelne Geschmacksurteil wird im Kollektiv geteilt und ist nie exklusiv, die Gesamtheit der Geschmackswelt ist hingegen immer subjektiv und individuell einzigartig. Beispielhaft hierfür wäre ein Park, den eine passionierte Flaneur*in oft und mit verschiedenen Personen nutzt. Die Qualitäten für Spaziergänge mit Kinderwagen hebt sie im Kreise junger Eltern hervor. Die besonders hundefreundlichen Bereiche empfiehlt sie Hundebesitzer*innen und Freund*innen zeigt sie gerne die versteckten Sitzbänke, auf denen man ungestört zusammen erzählen und Wein trinken kann. Die jeweiligen Vorzüge ein und desselben Parks werden in den jeweiligen Kollektiven unterschiedlich bewertet und vereinen sich in der Beziehung der Flaneur*in zu *ihrem* Park.

- A** Im Gartenprojekt sind richtige Freund*innenschaften entstanden. Oft geht man zusammen feiern oder in Bars, wo dann nicht nur über den Garten, sondern auch darüber hinaus diskutiert wird. Im gegenseitigen Austausch von Ansichten, die teilweise in politische Debatten enden, lernen die Mitglieder der Gartengruppe ihre jeweiligen Perspektiven kennen. Flora musste viel lernen, weil sie neu in Berlin war. Viele Einblicke in die deutsche Gesellschaft und Haltungen gegenüber politischen Problemen hat sie durch das Gartenkollektiv kennengelernt.
- M** Michael hat in den Niederlanden und in Österreich wahrgenommen, dass es dort ein größeres Interesse für den öffentlichen Raum gibt und darüber auch auf breiter Ebene diskutiert wird. In Österreich, wo seine Frau und Büropartnerin herkommt, müssen auch in kleinen Gemeinden alle Planungen in einem Gestaltungsbeirat erörtert werden. Michael findet es gut, dass es auch unter Anwohner*innen ein stärkeres Bewusstsein für qualitätvolle Gestaltung gibt und dass dazu dann auch jede*r eine Meinung hat. Dieses Bewusstsein gibt es in Berlin so nicht. »Das ist [...] in Berlin leider sehr unterentwickelt. [...] man denkt, man kann sowieso nichts bewirken und dann [...] findet man sich damit ab, [...] wie es so ist und ähm, jammert immer erst, wenn es viel zu spät ist. Leider. Das ist schon sonne Berliner Mentalität.« Doch Michael gibt zu, dass er selbst kein gutes Vorbild ist und sich dieser Mentalität eher anpasst. »Man wird IMMER natürlich durch sein Umfeld stimuliert. Im anderen Kontext würde ich mich auch, wahrscheinlich anders verhalten. Doch, ja.«

Ebenso wie die Vorliebe für bestimmte Aspekte ist auch die Abneigung anderer wichtig für den Geschmack (Hennion 2005: 5). Dies passiert schon, wenn bestimmte Cafés, Parks und Quartiere besprochen werden und eine gemeinsame Beurteilung erfahren.³² Wenn ein Ort nicht barrierefrei ist, dann schließt er Kol-

32 Brenda Strohmaier erläutert in ihrem Buch *Wie man lernt Berliner zu sein*, dass Zugezogene sehr schnell lernen, welche Urteile verbreitet sind und welche Orte besonders empfohlen oder gemieden werden. Die Stadt bringt es ihren neuen Bewohner*innen über Kollektive bei. Dies er-

lektive aus. Wenn eine Gruppe zum Beispiel auf einen rollstuhlgerechten Zugang angewiesen ist, weil unter ihnen jemand einen Rollstuhl nutzt oder eine Gehbehinderung hat, dann meidet die Gruppe diesen Ort oder sie setzt sich dafür ein, dass etwas für dessen Barrierefreiheit getan wird, damit er für sie nutzbar wird. Im Kontext des Mitmachens geht es nicht nur darum, wie die Stadt in Zukunft sein sollte, sondern auch um die verschiedenen Wege und Taktiken, wie diese Zukunft zu erreichen wäre. Hier dienen erfahrene Amateur*innen als Vorbilder und Mentor*innen. Im Anschluss an Shove et al. (2012) lässt sich der Aktivismus der Zivilgesellschaft als soziale Praxis lesen, die von historischen Veränderungen sowie politischen und materiellen Anpassungen geprägt ist. Diese Prägungen werden im Kollektiv weitergegeben, aber immer auch mit der eigenen Lebenswelt in Beziehung gesetzt. Im Prozess der Rekrutierung neuer Aktiver und der Weitergabe der Praxis erfolgt demnach auch immer eine Transformation, eine Aktualisierung und Assoziierung mit neuen Aspekten.

F Das Gartenprojekt hat sich im Laufe der Zeit immer wieder verändert. Da der Zugang sehr niederschwellig sein sollte, war es auch immer einfach sich wieder zurückzuziehen. Zunächst suchte eine Gruppe mit der Idee einen Garten zu gründen nach einer Fläche. Schon als die Fläche gefunden war, verschwanden einige wieder und andere stießen dazu. Nach der ersten großen gemeinschaftlichen Aufräumaktion schreckten die offenen Diskussionen wieder einige ab, die nur gärtnern und nicht so sehr diskutieren wollten. In der Folge entwickelte sich eine Struktur mit einer Kerngruppe, in der die nötigen Diskussionen geführt werden und einer größeren Gruppe von Leuten, die sich auf das Gärtnern beschränken können. Im erweiterten Kreis gibt es eine rege Fluktuation, die das Projekt nicht grundlegend verändert, doch in der Kerngruppe ist es schon ein größeres Problem, wenn jemand austritt. Zum einen sind Aufgaben und Verantwortungen unter den Gruppenmitgliedern aufgeteilt und müssten neu vergeben werden. Die Konsequenz daraus ist immer auch eine Neuinterpretation der Aufgabe. Zum anderen sind aber auch persönliche Beziehungen entstanden, sodass es auch zwischenmenschlich ein Verlust ist, wenn jemand die Kerngruppe verlässt. Mit der Zeit ist aus der Initiative vieler auch internationaler Berliner*innen aus dem gesamten Stadtgebiet mehr und mehr ein Projekt von Anwohner*innen geworden.

Die individuellen Akteur*innen bringen ihre Kompetenzen und ihre Ressourcen in die Tätigkeiten und Kollektive mit ein. Auf diese Weise verändern sie selbst die Kollektive, bestimmen Arbeitsweisen, Diskussionen und Abgrenzungen der

folgt durch die Wahrnehmung der Vorprägungen und das Nachahmen der Lebenswelten der Alteingesessenen. Die unvoreingenommene Wahrnehmung der Stadt ohne Reaktion auf die kollektiv geprägten Vorurteile ist nur schwer vorstellbar (Strohmaier 2014).

Gruppe. In den gemeinsamen Aushandlungen und Wertsetzungen werden Ziele und Wege der Zusammenarbeit bestimmt. So entstehen verschiedene Gruppen mit unterschiedlichen Ansätzen, Wertevorstellungen und Strategien. Dabei beeinflussen nicht nur inhaltliche Vorstellungen die Konstitution von Kollektiven. Findet sich die Einzelne* nicht in die erwartete Rolle, verfügt sie nicht über die zeitlichen Ressourcen oder teilt sie nicht den Schwerpunkt der Diskussionen, so eignet sich das Kollektiv für sie nicht, obwohl sie sich unter anderen Umständen gerne involviert hätte. Die Amateur*innen bestimmen das Kollektiv, doch das Kollektiv bestimmt wiederum, wer sich einbringen kann. Diese Schleife muss immer mitgedacht werden, denn Kollektive sind immer dynamisch und verändern sich stets mit ihren Mitgliedern und Aufgaben. Wie Hennion betont, ist die Konstitution von Kollektiven immer auch von Gefühlen, Körpern, Gesten und Objekten beeinflusst und nicht allein der Ausdruck von sozialen Determinanten (Hennion 2005: 6).

R Seit Robert sich um die Bewahrung seines Atelierhauses engagiert, hat sich sein Kollektiv vielfach verändert. Anfangs versuchten die Künstler*innen mit Veranstaltungen die Nachbar*innenschaft einzuladen, was aber nie wirklich gelang. Mit der Zeit schlief das Engagement ein, doch im Kampf gegen den neuen Eigentümer, solidarisierte sich die Gruppe wieder. Man verständigte sich darauf, keine komplette Konfrontation wie beispielsweise eine Besetzung des Gebäudes zu unternehmen, sondern eine kooperative Taktik zu fahren, um den Eigentümer durch öffentlichen Druck zur Kooperation zu zwingen. Das konnte jedoch nicht verhindern, dass die Künstler*innen das Gebäude verlassen mussten. Als »Künstlergemeinschaft ohne Haus« war die Lage wiederum eine gänzlich andere und die Arbeit der Initiative beschränkte sich nun auf eine Kerngruppe. Zudem standen für Robert jetzt mit der Suche nach einer neuen Wohnung und einem neuen Atelier andere Probleme im Vordergrund. In der Zwischenzeit hatte Robert begonnen, sich in den Beteiligungsprozess zum Haus der Statistik einzubringen. Dieser war zwar von der ursprünglichen Initiative angestoßen worden, involvierte dann aber wieder ganz andere Personen. Mit einem Kollegen aus dem Vorstand des Atelierhauses ist er jedoch seit der Atelierinitiative gemeinsam aktiv und hat neben einem Kunstprojekt auch eine neue Initiative mit ihm zusammen gegründet.

Mitmachen da, wo man Resonanz erspürt

Hartmut Rosa beschäftigt sich in seinem Buch *Resonanz* mit einer soziologischen Perspektive auf Subjekt-Welt-Beziehungen als gegenseitigem Antwortverhältnis.³³ Zum einen reagieren Subjekte auf äußere Einflüsse und werden von ihnen an-

33 Das Konzept der *Resonanz* von Hartmut Rosa nimmt für diese Untersuchung eine besondere Stellung ein. In einem Kolloquium machte mich eine Kollegin darauf aufmerksam, was Rosa

geregt – metaphorisch zum Schwingen gebracht. Dieses psychologisch durch die Wirkung von Spiegelneuronen erklärbare Phänomen (Rosa 2019: 246ff) ist laut Rosa jedoch nur ein Echo, eine Spiegelung des Ursprungsimpulses. Für eine resonante Beziehung muss das angeregte Subjekt selbst den Impuls aufnehmen und wiedergeben, also verstärken und den ursprünglichen Impulsgeber selbst zum Weiterschwingen anregen (Rosa 2019: 255).

Das Erleben von Resonanz ist essenziell für jede Aufnahme von Beziehungen mit der Welt. Eine völlige Abwesenheit von resonanten Interaktionen kann bis zum Tod führen – Stichwort Kaspar Hauser (Rosa 2019: 257f). Resonanz, wie Rosa sie beschreibt ist folglich ein Grundbedürfnis des Menschen. Der Resonanz stellt er die Entfremdung gegenüber, die nichtresponsive Weltbeziehungen beschreibt. Die moderne, durch Beschleunigung charakterisierte Gesellschaft nimmt Störungen der Weltbeziehungen der Menschen in Kauf und opfert sie dem Beschleunigungsdiktat (Rosa 2019: 14). Rosa diagnostiziert in unserer modernen Wachstumsgesellschaft eine Angst vor einem umfassenden Resonanzverlust: einem Verstummen der Welt (Rosa 2019: 269).

K Frau Kubitz ist sehr verärgert darüber, wenn Einwände von Bürger*innen bei Partizipationsverfahren abgeblockt werden, obwohl immer betont wird, wie wichtig Bürger*innenbeteiligung sei. »[...] zumindest wird gesagt, Bürgerbeteiligung ist gewollt. Aber die Bürger werden am ausgestreckten Arm, sollen die zappeln und verhungern oder sich totlaufen oder resignieren. Wir resignieren aber nicht. Wir werden immer lästiger werden.« Eine Bürger*inneninitiative, die sich im südlichen Kiez gegen ein Bauvorhaben gewehrt hat, für das 46 Bäume gefällt wurden, hat bereits resigniert aufgegeben. Im Nachbarschaftsrat motivieren sich immer wieder alle gegenseitig weiterzumachen, aber Frau Kubitz sieht die Gefahr, dass resignierte Bürger*innen sich abwenden könnten und populistische Parteien wählen. »Ja, nun, na hier, nicht hier im Nachbarschaftsrat, weil wir uns ja gegenseitig immer wieder motivieren. Aber ich sehe ja die Nachrichten und ich versuch mir zu erklären, wie kommt einer dazu diesem Herrn Höcke hinterherzulaufen.« Bürger*innenbeteiligung und ehrenamtliches Engagement ist für sie sehr wichtig, um Demokratie zu leben.

Für das aktivistische Kollektiv trifft es in besonderem Maße zu, »[...] dass soziale Gemeinschaften Resonanzgemeinschaften sind, weil sie die gleichen Resonanzräume bewohnen [...]« (Rosa 2019: 267). Das Engagement im städtischen Kontext

mit *Resonanz* und *Selbstwirksamkeitserwartungen* beschreibt und erzeugte bei mir ein euphorisches Erstaunen, dass hier jemand bereits etwas beschrieben hatte, das zu meinen eigenen noch unformulierten Überlegungen zu Motivation in Gruppenzusammenhängen passte. Das Zusammenspiel zwischen Untersuchung und Theorie kann hier durchaus selbst als resonant beschrieben werden, was im Moment der Entdeckung einer solchen Theorie fast einen Heureka-Moment der Erleuchtung hervorruft.

ist auf vielfältige Weise von Resonanzen abhängig und die einzelnen sowie die kollektiven Akteur*innen machen ihr Handeln von Resonanzen abhängig (Klafft 2025). Dabei lässt sich sagen, dass jedem Engagement ein ursprünglicher Moment der Resonanz vorausgeht, sozusagen ein Resonanzimpuls, in dem die Idee mitzumachen oder ein konkretes Projekt einen Moment des *Sich im Anderen Wiederfindens* hervorruft und zur Aktivität anregt.

- A** Begeistert erzählt Herr Achims vom Nachbarschaftsfest. Gleich im ersten Jahr waren circa 1000 Besucher da und es freut ihn besonders, dass es wirklich die Nachbar*innen aus dem Kiez waren und sich »die älteren Leute mit Rollator« für ihre Aktivitäten interessierten. »Also [...], es war richtig schön. Die Resonanz war auch sehr schön.« Das Quartier hat eine Geschichte sehr engagierter Anwohner*innen, doch viele sind bereits über 80. Herr Achims und der Nachbarschaftsrat würden sich wünschen, dass sich durch solche Aktivitäten wie dem Nachbarschaftsfest diese Dynamik auf die jüngere Generation überträgt.

Aufeinander einschwingen

Die einzelnen Akteur*innen entscheiden eigenständig, in welchen Gruppen sie aktiv werden und welche Aktivitäten sie unterstützen. Sie bestimmen, auch wenn sich ihre Haltungen und Positionen im Zusammenspiel mit der Gemeinschaft entwickeln und prägen. Einerseits bringt jede Akteur*in neue Aspekte und Meinungen in die Gruppen mit hinein, auf der anderen Seite ist sie auch mit Themen innerhalb des Kollektivs konfrontiert, mit denen sie sich vorher noch nicht auseinandergesetzt hat und die gegebenenfalls sogar konträr zur eigenen Haltung stehen. Jedes neue Mitglied bedeutet neue Impulse in das Kollektiv hinein und aus dem Kollektiv heraus auf die einzelnen Mitglieder. Eine Kooperation ist also immer auch ein Synchronisierungsprozess zwischen den einzelnen Handelnden und der Gruppe. Das Kollektiv ist in ständiger Dynamik, weil sich die Akteur*innen aufeinander einlassen und sich verändern.

Rosa führt das Beispiel von zwei Metronomen an, die in der Lage sind, sich aufeinander abzustimmen und in einen Gleichtakt einzupendeln, wenn sie elastisch miteinander verbunden sind. »Zwei Körper reagieren oder ›antworten‹ auf die Schwingungsimpulse des jeweils anderen (*Responseresonanz*), was zur Folge haben kann, dass sie nach einer gewissen Zeit im Gleichklang schwingen (*Synchronresonanz*).« (Rosa 2019: 283f). Voraussetzung dafür ist allerdings, dass die beiden Pendel nur mit leicht unterschiedlichen Tempi laufen. Zwar ist eine solche direkte Analogie aus der Physik mit Vorsicht zu genießen,³⁴ aber in Kollektiven findet ein vergleichbarer Vor-

34 Rosa betont, dass die Übertragung dieser physikalischen Phänomene auf die psychosozialen Weltbeziehungen nicht der Vorstellung anheimfallen darf, dass es so etwas wie eine stoffliche

gang des *aufeinander Einschwingens* statt. Dabei können verschiedenartige Positionen in Einklang gebracht werden, wenn eine ungefähre gemeinsame Zielvorstellung besteht. Oder um ein Bild aus der Musik zu benutzen, ließe sich das Kollektiv auch mit einer Jazzcombo vergleichen, die vor dem Konzert die Instrumente gemeinsam stimmt. Dafür brauchen die Musiker*innen keine Stimmgabel mit einem absoluten Referenzton. Wichtig ist, dass die verschiedenen Instrumente harmonisch zusammenklängen und gemeinsam mehr Wirkung erzeugen als einzeln.

Dieses Einpendeln ist für Gruppen von besonderer Bedeutung, da die Einzelnen durch diese *Synchronresonanz* ein Gefühl für die gemeinsame Haltung der Gruppe gewinnen und mit dem Wissen agieren können, die Gruppe hinter sich zu haben. Sie sind sozusagen auf *gleicher Wellenlänge*.³⁵ Diese Gleichschwingung muss jedoch erarbeitet und erhalten werden. Störfaktoren müssen entweder synchronisiert und zum Mitschwingen gebracht oder abgewehrt und ausgegrenzt werden.

F Für Flora liegt die Stärke des Gartenprojektes in der Heterogenität der Gruppe. Würden alle die gleichen Interessen teilen, dann würde am Ende gar nichts gemacht werden. Die Kerngruppe hat sich dabei »aufeinander abgestimmt«, sodass bei gelegentlichen Streits keine Angst um das Fortbestehen des Projekts aufkommt. Die Gruppe ist sich sicher, dass es schlussendlich zu einer gemeinsamen Entscheidung kommen wird. Erst durch die unterschiedlichen Interessen lässt sich die Arbeit aufteilen und jede*r findet die eigene Rolle. Dabei bringen die Aktiven auch ihre professionellen Kompetenzen aus der Biologie oder der Hausmeisterei ein. Flora baut lieber, als dass sie gärt und kümmert sich um die Pflege der Online-Kommunikationsplattform. Es fühlt sich für sie gut an, in einem Kollektiv zu sein, das Streit aushält und gleichzeitig Entscheidungen fällt, die dann direkt im Garten umgesetzt werden können. Wichtig ist, dass alle sich regelmäßig zu Gartentagen treffen, zusammen im Garten arbeiten, auch die lästigen Aufgaben bei einem Bier gemeinsam erledigen und am Ende ein kleines Feuer machen.

K Im Nachbarschaftsrat kommen verschiedenste Anwohner*innen zusammen, die teils bereits vorher aktiv und in Themen eingearbeitet waren. So hatte sich Frau Kubitz seit einiger Zeit gemeinsam mit Herrn M. um Verbesserung der gesundheitlichen Versorgung im Quartier bemüht. Gleichermaßen engagiert hatte sich Herr S. gezeigt, als es um die möglichst originalgetreue Reaktivierung der Plansch-

Ebene gäbe, auf der im Falle der Resonanz tatsächlich im materiellen Sinne Schwingungen zu beobachten wären. Die mit der Metapher der Resonanz beschriebenen sozialen Phänomene entsprechen denen der Physik in großen Teilen, es bestehen jedoch keine kausalen oder instrumentellen Wechselwirkungen, die eine genaue Wirkung vorhersagen lassen würden (Rosa 2019: 284f).

35 Hier lässt sich eine Verbindung zu Hennion assoziieren: eine spezifische Wellenlänge kann als Entsprechung von Hennions Geschmack gedacht werden.

becken ging – ein Thema, das Frau Kubitz bis dahin nicht wirklich beschäftigt hatte. Im Nachbarschaftsrat finden die einzelnen Mitglieder Mitstreiter*innen für ihre Projekte. Frau Kubitz findet es gut, dass sie nicht alleine mit ihren Themen ist, sondern dass es gegenseitige Unterstützung gibt und gemeinsam Strategien entwickelt werden. »Man sitzt hier am Tisch, einer hat ne Idee und der andere sagt: ›Toll, wie machen wir das?‹ Und fängt einer an, fängt an zu formulieren ›Könnte man so und so machen.‹ Und der nächste sagt: ›Hm, ich kenn da jemanden, der kennt, der jemanden kennt. Den könnten wir mal ansprechen.‹ Also dieses Netzwerk, das find ich toll. Ja. Dieses Nicht-Allein-Sein find ich gut.«

Dabei wird deutlich, dass die Kooperation nicht allein um ihrer selbst willen stattfindet, sondern neben den Vorteilen auch viel Aufwand betrieben werden muss. Kooperation ist Arbeit. Selbst in einer *Win-Win-Konstellation*³⁶ muss Aufwand betrieben werden, damit eine Zusammenarbeit stattfinden kann. Somit ist es immer eine Frage der Abwägung, ob es vorteilhaft ist, neue Kooperationen zu knüpfen, neue Akteur*innen miteinzubeziehen und Netzwerkarbeit zu betreiben oder ob es derzeit sinnvoller ist, sich auf die bestehenden Partner*innenschaften zu beschränken und zielgerichtet weiterzuarbeiten.³⁷ Hier wird zudem deutlich, wie wichtig es ist, dass innerhalb der Gruppe eine große Resonanz erfahrbar ist, denn diese dient auch dazu, Probleme in Kooperationen als Kollektiv aufzufangen und niemanden damit allein zu lassen.

W Frau Willert sieht sich derzeit eher als Alleinkämpferin. Früher hat sie bei einigen Initiativen mitgewirkt, sieht sich aber derzeit nicht in der Lage zu netzwerken und beschränkt sich darauf, allein zu Veranstaltungen zu gehen. Dort erhält sie teilweise Zuspruch für Dinge, die sie sagt. Andere Teilnehmer*innen kommen zu ihr und danken ihr dafür, dass sie ihre Stimme erhoben hat: »[...] sind etliche Bewohner, die sich nicht gemeldet haben, zu mir gekommen und haben gesagt: ›Genau das wäre auch mein Anliegen gewesen.‹ Also ich habe, auch wenn es weggewogen³⁸ wird,

36 Richard Sennett schlägt fünf Kategorien vor, um Formen der Kooperation zu differenzieren (Sennett 2012: 103ff). Er unterscheidet den selbstlosen Altruismus, die Win-Win-Kooperation, die Nullsummen-Kooperation, die »Der Gewinner erhält alles«-Situation und differenzierende Austauschbeziehungen. Ebenso wie jede im Feld der Partizipation denkbar ist und auch aufzufinden sein mag, ist es auch immer eine Mischform, die sich aufzeigt.

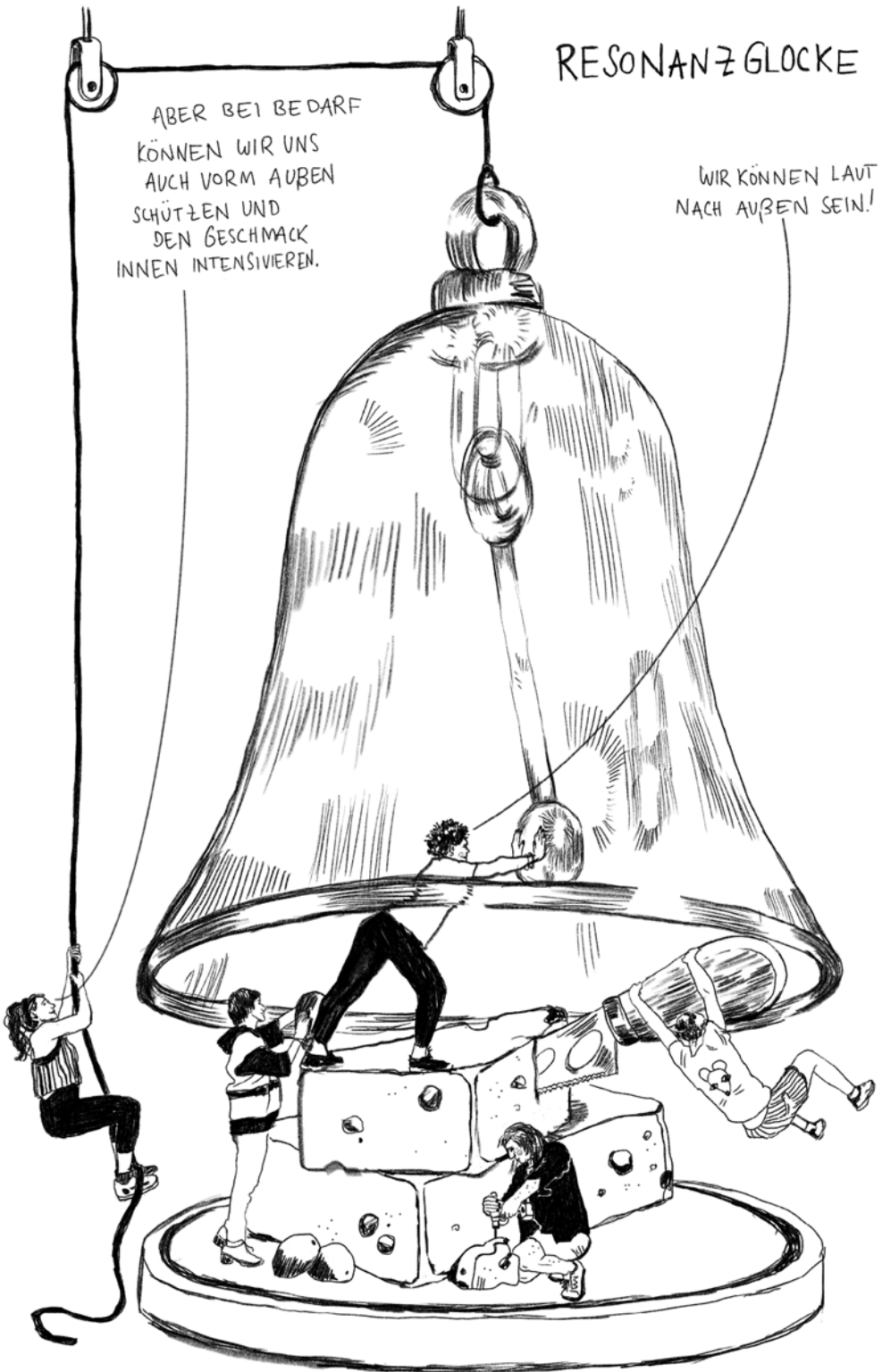
37 In einem Kommentar auf Kritiken an seinem Buch führt Rosa aus, welche Faktoren für Resonanz gegeben sein müssen. Entscheidend ist demnach, dass die Akteur*innen die resonante Schwingung nie alleine herstellen können. Die Einzelne* kann jeweils nur ihren Teil dazu beitragen, während die Reaktionen der Anderen sich ihrer Kontrolle entziehen. Hartmut Rosa nennt diese Grundvoraussetzung für resonante Beziehungen *Unverfügbarkeit* (Rosa 2017).

38 Die Formulierung *weggewogen* benutzt Frau Willert als zynische Formulierung, die in Verwaltungen verwendet wird. In Anlehnung an den Begriff *Abwägen*, bei dem Interessen verschiede-

RESONANZ GLOCKE

ABER BEI BEDARF
KÖNNEN WIR UNS
AUCH VOM AUßEN
SCHÜTZEN UND
DEN GESCHMACK
INNEN INTENSIVIEREN.

WIR KÖNNEN LAUT
NACH AUßEN SEIN!



zumindest eine positive Resonanz aus der Bewohnerschaft. Das ist auch wichtig.« Sie ist sich bewusst, dass sie sich als Architektin und erfahrene Aktivistin besser einbringen kann und nutzt dies auch, um eine größere Offenheit einzufordern. Sie betont aber, dass sie zunächst nur für sich selbst spricht und sich über positive Rückmeldung erst im Anschluss Gedanken macht. Für Vorabsprachen oder Treffen außerhalb der öffentlichen Beteiligungsveranstaltung fehlt ihr noch die Zeit – zumindest bis sie in Rente gehen wird.

»Fünf ist Trümpf«³⁹

Den inneren Zirkel einer nicht-professionellen Organisationsstruktur bildet oftmals eine Kerngruppe. Sie entsteht nicht in einem automatisierten Prozess, sondern ergibt sich aus der Notwendigkeit die Widersprüche zwischen Kapazitäten, Koordinationsaufwand, Vertrauen und Arbeitsfähigkeit auszubalancieren. Eine große Gruppe hat mehr Kapazitäten, die in die Arbeit eingebracht werden können. Dies erfordert jedoch Vertrauen zwischen den Akteur*innen und erhöhten Koordinierungsaufwand für die Prozesse, was zulasten der operativen Arbeitsfähigkeit gehen kann. Im Gleichgewicht zwischen Vorteilen und Aufwand kristallisiert sich oftmals eine Kerngruppe heraus, die durch ihre Kompaktheit imstande ist, ein resonantes Zusammenspiel der einzelnen Akteur*innen zu ermöglichen, andererseits aber auch ausreichend groß ist, um umfassendere Aufgaben arbeitsteilig umzusetzen. Ist eine Organisation nur begrenzt mit zeitlichen und materiellen Ressourcen ausgestattet, ist es unabdingbar, dass die Aufgaben aufgeteilt werden. Hierbei spielt Resonanz unter den Kerngruppenmitgliedern eine wichtige Rolle. Denn das Bewusstsein um die gemeinsame Haltung ermöglicht das Vertrauen, dass die Mitstreiter*innen ihre Aufgaben im Sinne der Gruppe und mit entsprechendem Elan und Sorgfalt umsetzen werden.

R In der neuen Initiative, die Robert mit erfahrenen »Haudegen« gründete, läuft es ziemlich flüssig, weil die Akteur*innen alle schon einige Routine in der politischen Arbeit mitbringen. Sie trafen sich zunächst im kleinen Kreis von fünf, sechs Personen und erarbeiteten grundsätzliche Strukturen, um sich gegen die geplanten Änderungen der Atelierförderung zu wehren, bevor sie den Kreis erweiterten. Robert findet diese Professionalität gut, denn für ihn war es eher anstrengend, wenn es zähe und mühsame Diskussionen benötigte, um ins Arbeiten zu kommen. »Da-

ner Stakeholder gewichtet werden, deutet das *Wegwägen* an, dass die eingebrachten Anliegen von vorn herein keine realistische Chance haben in die Planung aufgenommen zu werden und nicht mehr ergebnisoffen geprüft werden.

39 Die Formel »Fünf ist Trümpf« entstammt nicht den geführten Interviews, ist mir jedoch auf einer Veranstaltung begegnet, als es um gut organisierte informelle Strukturen ging.

durch wird das eher so abgearbeitet, die Aufgaben, und das flutscht dann so ein bisschen mehr und dann macht das einfach auch mehr Spaß [...].« Als Kerngruppe können sie mit überschaubarem Arbeitsaufwand als Interessenvertretung der Künstler*innen auftreten und als eine Art »Lobbygruppe« effektiv mit dem Berufsverband Bildender Künstler*innen zusammenarbeiten.

Eine Größe von drei bis fünf Mitgliedern scheint geeignet zu sein, um zwischen Koordinationsaufwand und Handlungsfähigkeit zu balancieren. Ist die Gruppe zu groß, besteht die Gefahr, dass keine ausreichende Vertrauensbasis unter den Mitgliedern hergestellt werden kann. Den Einzelnen ist es möglich sich hinter den kollektiven Handlungen zu verstecken, ohne dass die Gruppe direkt handlungsunfähig wird. Es können aber Spannungen entstehen, die die Vertrauensbasis – das gemeinsame *an einem Strang ziehen* – gefährden. Ist die Gruppe hingegen zu klein, sind viele Aufgaben mit den zeitlichen und materiellen Ressourcen der Mitglieder nicht mehr bewältigbar, sodass die Ziele aufgegeben werden müssen. Eine gut funktionierende Gruppe braucht die jeweils passende Größe, damit Aufgaben verteilt werden können, sich jede*r seiner Verantwortung bewusst ist und den anderen vertraut, dass sie ihren Teil ebenso gewissenhaft angehen.

F Das Gartenprojekt begann zunächst in einer großen Gruppe, in der viel über das Projekt und wie es anzupacken sei diskutiert wurde. Doch richtig anfangen konnte es erst, als nur noch fünf Interessierte übrig waren. Vorher wurde diskutiert, aber es war schwierig sich als Einzelne wirklich einzubringen. Erst das drastische Schrumpfen der Gruppengröße führte allen die Notwendigkeit des eigenen Einsatzes für das Fortbestehen des Projekts unmissverständlich vor Augen und die eigene Verantwortung wurde bewusst. Es entstand das Gefühl, ab jetzt gemeinsam verantwortlich zu sein und das Gartenprojekt konnte mit konkreten Ideen starten. »Ja, wir waren, also auch heute noch ist der Kern der Gruppe um die fünf. Für mich ist, [...] es eine, so eine Formel, in der es gut funktioniert. Manchmal ist nicht der Kern von denselben Leuten besiedelt so.«

Die Kerngruppe fungiert als Resonanzzentrum, die die erweiterte Gruppe situativ einbindet, um größere Handlungsfähigkeit zu erreichen. Die Kerngruppe ist nicht statisch, aber bedarf einer gewissen Stabilität. Veränderte Herausforderungen oder Spannungen innerhalb des Projektes werden hier verhandelt, sodass Konflikte zur Kerngruppe dazugehören. Zudem kann es auch zu Spannungen kommen, wenn die größere Gruppe an der Integrität der Kerngruppe zweifelt und ihre Legitimation im Namen der Gruppe zu sprechen in Frage stellt.

Was, wenn jemand nicht passt?

Viele Menschen haben das Bedürfnis, sich zu engagieren. Es ist jedoch oft schwierig, das richtige Projekt oder die passende Gruppe zu finden. Meist gehen der erfolgreichen Resonanz bei der Suche nach einer passenden Aktivität auch Fehlversuche voraus und es entsteht kein »vibrierender Draht« – wie es Rosa nennt – zwischen der Suchenden* und der aktiven Gruppe. Oftmals erkennt die Suchende* selbst, dass sie sich im Raum, im Kollektiv zwischen den Anderen nicht wohl fühlt, sich nicht wiederfindet und sich nicht als aktives Mitglied der Gruppe imaginieren kann. So wird sie wahrscheinlich nicht zu den nächsten Treffen kommen.

M Michael ist schon häufiger Einladungen zu Beteiligungs- und Informationsveranstaltungen gefolgt. Er hat sich »passiv eingebracht«, er hat sich hin und wieder zu Wort gemeldet, sich jedoch nicht für Ämter in Betroffenenvertretungen oder ähnlichem aufstellen lassen. Obwohl er es ausdrücklich gut findet, dass sich so viele im Gebiet engagieren, fand er die Diskussionen bei den Veranstaltungen, denen er beigewohnt hat, eher ernüchternd. Er beklagt das Niveau der Debatten, bei denen es seines Erachtens zu viel um Verschönerungsmaßnahmen geht und nicht um die Frage einer möglichen Nachverdichtung. Letzteres wäre für ihn ein wichtiges Thema, bei dem er gerne mitdiskutieren würde. Doch die Beteiligungsveranstaltungen lassen keinen Funken auf ihn überspringen und die Haltung vieler Bürger*innen findet er problematisch. Indem sich Bürger*innen gegen eine Nachverdichtung positionieren, verhinderten sie seines Erachtens im gesamten Stadtgebiet Potentiale für die Schaffung von Wohnraum. Dadurch hat Michael das Gefühl, dass jede*r vor der eigenen Haustür gegen Bauvorhaben kämpft, obwohl sich über den Bedarf an Wohnraum alle einig sein müssten. Dass seine Perspektive als Architekt sich von derjenigen der Anwohner*innen unterscheidet, ist ihm bewusst und dennoch tut er sich schwer private und berufliche Meinungen zu trennen. Die Themen, die ihn in Beteiligungsveranstaltungen interessieren, sind jedoch die baulichen Aspekte und die städtebaulichen Gesamtqualitäten des Quartiers. Andere Themen der Außen- und Grünraumgestaltung empfindet er eher als Nebenschauplätze. Da Michael aus Hamburg nach Berlin gezogen ist, fühlt er sich gerade in diesem Quartier, in dem viele gut vernetzte Bürger*innen aus der ehemaligen DDR leben, noch immer etwas fremd. Gleichzeitig findet er es auch spannend als Beobachter auf die Entwicklungen zu schauen. Das Haus der Statistik interessiert ihn schon wesentlich mehr, aber dafür er hat einfach keine Zeit.

Es kommt vor, dass jemand mitmacht, aber die anderen Gruppenmitglieder nicht überzeugt sind, dass es passt. Diese Situationen sind durchaus kritisch für das Kollektiv, denn die Grundlage und Selbstverständlichkeit des Zusammenarbeitens – die gemeinsame Wellenlänge – gerät in Gefahr. Eine Möglichkeit damit

umzugehen ist das Erzeugen von Druck: Die gemeinsamen Regeln, ob informell oder festgeschrieben, werden betont und deren Einhaltung als Bedingung des Mitmachens eingefordert.

K Frau Kubitz berichtet von einer Person, die im Nachbarschaftsrat häufig das Wort erhoben hat, um die Arbeit der anderen zu kritisieren. Auf der anderen Seite brachte diese Person selbst jedoch wenig ein. Darüber war Frau Kubitz ziemlich verärgert. Ihrer Ansicht nach ist es völlig okay, wenn nicht jede*r gleich viel tun kann, aber ihr ist es wichtig, dass diejenigen, die sich um etwas gekümmert haben, dann nicht unfair kritisiert werden. »Und wenn er dann auch noch andern Leuten Ratschläge gibt, aber selber nichts tun, dann kann er sich die woanders hinstecken, die Ratschläge. Dann soll er das unterlassen. Ja? Oder andern sagen, er hätte, er HÄTTE es so und so gemacht. Aber der andere HAT gemacht. Können wir gar nicht gebrauchen.« Frau Kubitz vertritt diese Haltung in den entsprechenden Situationen offen und findet es gut, dass auch andere im Nachbarschaftsrat sich kritisch äußern. So entsteht eine verbindende Haltung der Gruppe, die sich über solche Grundbedingungen einigt.

Statt die Person zum »Mitschwingen« zu bringen, in dem die gemeinsamen Werte der Gruppe betont werden, kann der Störenfried*in auch die Resonanz verweigert werden. Wenn der Eindruck entsteht, dass die Person das gemeinsame Projekt gefährdet, kann die Gruppe ihr gegenüber unterkühlt reagieren, sodass ihr ursprüngliches Resonanzgefühl mit dem Projekt irritiert, bisweilen ganz zerstört wird. Rosa meint, »es gibt kaum eine effektivere Mobbingstrategie« (Rosa 2019: 259) als die Resonanzverweigerung. Es kann aber auch vorkommen, dass eine Person selbst die Resonanz verhindert, indem sie sich nicht ausreichend in der Gruppe öffnet und so keine gegenseitiges Antwortverhältnis entsteht.

F Im Gartenprojekt, das als offenes Projekt so niedrigschwellig wie möglich sein möchte, gab es den Fall, dass eine Person mitmachen wollte, von der einige im Team nicht überzeugt waren. Es gab keine wirklichen Diskussionen darüber, aber im Kernteam herrschte eine gefühlte Einigkeit darüber, dass diese Konstellation persönlich nicht gut passte. Doch nicht nur menschlich, sondern auch objektiv gefährdete die Person das Projekt, denn sie missachtete die mit der gastgebenden Schule vereinbarten Regeln und somit die Grundbedingung für das Mitmachen im Garten. Flora beschreibt, dass sich viele im Garten zunehmend distanziert der Person gegenüber verhalten hätten. Irgendwann sei die Person dann nicht wiedergekommen. Angesichts dessen, dass hieraus eine größere Belastung für das Klima in der Gruppe hätte entstehen können, sieht Flora das Wegbleiben der Person eher positiv und ist froh, dass die ganze Geschichte ohne große Konflikte abgelaufen ist.

Eine zusätzlichen Person bei gleichbleibender Qualität der Zusammenarbeit in eine Gruppe zu integrieren, erfordert Energie, die gerade in einer stressigen Phase fehlen kann. Wenn ein Team gerade gut eingespielt ist und funktioniert, aber dennoch Unterstützung gebrauchen könnte, kann es sein, dass für das *Einschwingen* mit neuen Aktiven mehr Energie nötig wäre als für den Status quo, auch wenn dieser die vorhandenen Ressourcen ziemlich strapaziert. Die bewährten, miteinander etablierten Abläufe, die Sicherheit und das Vertrauen auch in schwierigen Situationen einen gemeinsamen Weg finden zu können oder auch die angenehme persönliche Ebene – all diese gewohnten Gegebenheiten durch eine neue Person zu verändern, können eine geschätzten Gruppendynamik gefährden. Für das Eingehen eines solchen Risikos fehlt häufig die Bereitschaft.

R Für Robert ist es immer ein Vorteil, wenn sich in der Kerngruppe alle gut kennen. Alle wissen, wie die anderen denken und kennen ihre jeweiligen Hintergründe. Diese persönliche Ebene führt zu einer starken Verbundenheit und erleichtert die gemeinsame Arbeit. Die Beziehungen sind über Jahre gewachsen, was aber auch bedeutet, dass es eher anstrengend und mühsam ist, weitere Personen im inneren Kreis einzubinden. Das würde die notwendige Arbeit und Entscheidungsfindungen verlangsamen. Ist alles gut eingespielt, wissen alle, dass sie sich auf die anderen verlassen können. »Also das ist dann, das ist schon ziemlich beständig, wo man auch das Gefühl hat, also wenn wir das jetzt nicht machen, dann schläft es eigentlich komplett ein.« Auch wenn es ihm tendenziell ein schlechtes Gewissen verursacht, hat Robert Bedenken eine neue Person dazuzuholen, weil diese sich vielleicht als »Problembar« entpuppen und die anstehende Arbeit erschweren könnte.

Die aufgeführten Ein- und Ausschlussmechanismen zeigen auf, wie wichtig diese innere Homogenisierung für die Kollektive ist, um eine Synchronresonanz finden zu können. Das führt aber auch zu bewussten oder affektiven Abwehrreaktionen, die ganze Gesellschaftsgruppen exkludieren können. Normen und Verhaltensregeln sind durch Kultur und Sozialisation geprägt. In Kollektiven, in denen ein homogener Habitus dominiert, werden diese informellen Regeln zu festen Erwartungshaltungen, da sie in der Gruppe wie selbstverständlich geteilt werden. Das kann auch bei Kollektiven, die sich als offen verstehen, dazu führen, dass gesellschaftlich etablierte Ausgrenzungstendenzen reproduziert werden. Für Personen, die zunächst als nicht dazugehörig empfunden werden, bedeutet das, dass sie umso mehr Arbeit investieren müssen, um sich in der Gruppe wiederzufinden zu können. Ein resonantes Verhältnis benötigt ein gegenseitiges Antworten. Jedes Mitglied muss sich der Schwingung der Gruppe anpassen, doch ist es entscheidend, dass jede*r selbst einen Schwingungsimpuls in der Gruppe auslöst und spürt. Die Synchronresonanz wird immer wieder durch neue Mitglieder, durch innere oder äußere Ereignisse gestört. Kommt ein Konfliktthema auf,

der bisher nicht zu Sprache kam oder verändern sich äußere Faktoren, so gerät die Synchronresonanz aus dem Takt und kann unter Umständen auch nicht mehr eingefangen werden, sodass die Gruppe zerbricht.

Wer sind Wir?

Bruno Latour beschreibt in seinem Aufsatz *What if we Talked Politics a Little?* (Latour 2003), dass das Sprechen mit einem *Wir* unerlässlich für den politischen Diskurs ist. Dadurch, dass ein Kollektiv mit der jeweiligen *Wir*-Aussage proklamiert wird, erhalten die Zuhörer*innen die Möglichkeit, sich angesprochen zu fühlen. Entweder sie lehnen es ab, mitgemeint zu sein oder sie finden sich in den Aussagen wieder. Verknüpft man diese Herleitungen mit dem Phänomen der Resonanz, so wird sichtbar, dass im Moment des *Wir*-Sprechens ein konstitutives Moment des Kollektivs liegt. Das Kollektiv entsteht in dem Moment, in dem es eine Aussage gibt, in der sich seine Mitglieder wiederfinden. Die Aussage wandert durch die Einzelnen, wird von ihnen auf Resonanz geprüft, durch ihr Handeln verstärkt und durch eine erneute Adressierung mit einem erneuten *Wir* reformuliert und wiedervereint.

Zunächst dient das *Wir* dazu, auszudrücken, dass man nicht allein handelt, sondern eine gemeinsame Aktivität beschreibt. Ein selbstsicherer Einsatz des *Wir* ist dabei auch ein Ausdruck dafür, dass eine stabile Resonanz empfunden wird: die Erwartung, dass die anderen sich dieser *Wir*-Aussage anschließen werden. Wird das *Wir* vorsichtiger und seltener verwendet, verzichtet die Sprecher*in darauf im Namen einer Gruppe zu sprechen, da sie gegebenenfalls weniger Resonanz mit der Gruppe spürt und sich ihrer Zustimmung nicht ganz sicher ist.⁴⁰

- R** Robert redet selbstverständlich im Plural – im *Wir* – über sein Engagement, da er sich nicht als allein handelnd betrachtet, sondern alles, was er beschreibt in der Gruppe erarbeitet und durchgeführt wird. Es geht ihm nicht um seinen eigenen Anteil, sondern immer um die gemeinschaftlich getragenen Aktionen.
- K** Auch Frau Kubitz redet fast durchgängig in der ersten Person Plural, wenn es um ihr Mitmachen geht. Es ist ihr fast unangenehm, dass sie automatisch, ohne es zu merken in diese Form rutscht. »Na, ich mach nichts alleine. Ich mach hier nichts. Das, was

40 Keineswegs darf dieser sehr individuelle Sprechausdruck überbewertet werden. Während einige Personen sich sehr schnell sprachlich als Teil von Kollektiven markieren, sind andere dabei zurückhaltender. Diese sprachlichen Präferenzen sind stark durch Sozialisation, Persönlichkeit und Diskurse geprägt. Für differenziertere Aussagen zu dieser Thematik, wäre eine eigene Untersuchung nötig. In diesem Rahmen dient die Betrachtung des *Wir*-Sprechens als Sensor, um auf Resonanzmomente hinzuweisen.

ich alleine mach ist vielleicht mal der Entwurf für ein Schreiben und dann geht's in die Gruppe. Und dann ist es ein ›Wir schreiben‹.« So spricht sie auch bei Themen im *Wir*, mit denen sie erst durch den Nachbarschaftsrat in Kontakt gekommen ist.

Es ist nicht immer klar definiert, wer im jeweiligen *Wir* inkludiert ist. So werden teilweise Kollektive suggeriert und ihnen eine gemeinsame Haltung unterstellt, auch wenn diese gar nicht als Kollektiv fassbar sind und eine homogene Meinung eher unwahrscheinlich ist. Die Behauptung eines *Wirs* auf einer allgemeineren Ebene – wie Nachbar*innenschaft oder Volk – ist jedoch schwer zu widerlegen und somit für die jeweilige Sprecher*in ein rhetorisches Werkzeug, das ihren Aussagen mehr Wirkung verleihen kann und nur schwer angreifbar ist. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Sprecher*in das behauptete Kollektiv besser kennt als ihr Gegenüber.

- A** Als langjähriger Anwohner, der schon seine Kindheit im Quartier verbracht hat, spricht Herr Achims gelegentlich auch im Namen der kollektiven Nachbar*innenschaft. Diese *Wir*-Aussagen sind schwer zu hinterfragen, da nicht mitgesendet wird, worauf sie sich stützen. So befürwortet er im Namen der Nachbar*innenschaft den Abriss des ehemaligen Supermarktes im Nordkiez für ein Wohngebäude mit Discounter im Erdgeschoss: »Da sind wir aber als Anwohner auch nicht traurig drüber, weil dieses olle Ding, was ja nun wirklich nicht mehr standfest war oder so, ähm, dass die das abgerissen haben und dorthin wieder n Supermarkt reingemacht haben.«
- K** Die Gruppe, die Frau Kubitz mit *Wir* benennt, wechselt sehr häufig. So ist mal der Nachbarschaftsrat, mal ihre Eigentümergemeinschaft oder ihre medizinische Selbsthilfegruppe gemeint. Da sie im Quartier aufgewachsen ist und nun schon lange wieder dort wohnt, benutzt sie gelegentlich auch für die gesamte Nachbar*innenschaft die erste Person Plural. Frau Kubitz ist sich bewusst darüber, dass sie nicht gewählt wurde und somit keine direkte Legitimation für andere zu sprechen besitzt, doch sie sieht sich als Teil der Gesellschaft und ihr Handeln durchaus im Auftrag einer Nachbar*innenschaft, die sie gut versteht: »[...] und das was wir machen IST ja im Sinne aller Bürger dieses Gebietes.« An anderen Stellen artikuliert sie politische Haltungen in der *Wir*-Form, die ein gesamtgesellschaftliches *Wir* benennen. »Und wir haben genug Probleme mit Leuten, die resigniert sind oder Wut haben. Und die wählen das, was wir alle nicht wollen. Entweder sie gehen gar nicht zur Wahl. Oder sie wählen jetzt die Partei, die mit populistischen Lösungen sagt, wir haben die Lösung.« An anderer Stelle fordert sie zu eigenem Handeln auf: »Und für mich ist es einfach wichtig, weil wir jetzt bitteschön alle umsteuern müssen: wir müssen die Natur erhalten. Wir müssen ja, jede Biene, jede Wespe müssen wir jetzt fast zum Bestäuben schon tragen, ja.«

Demgegenüber ist es auch bemerkenswert, wenn plötzlich explizit in der dritten Person gesprochen wird und sich die Sprecher*in so aus dem Kollektiv zurückzieht oder sich hinter der Gruppe verbirgt. Die formulierte Position der Gruppe wird sozusagen auf eine dritte Person ausgelagert, während die sprechende Person sich damit nicht persönlich identifiziert oder sogar davon distanzieren möchte.

- A** Herr Achims solidarisiert sich nicht vollständig mit der Gruppe innerhalb des Nachbarschaftsrates, die auf der Umbenennung der Plansche in Wasserspielplatz besteht, da im ehemaligen Planschbecken im Nordkiez nur noch auf Knopfdruck Wasserfontänen schießen und es keine dauerhafte Wasserfläche mehr gibt. »Eigentlich ist das, ähm, von der AG Wasser/ (bricht ab) ähm, Planschen wird jetzt eigentlich immer darauf bestanden, dass dann die in der Weydemeyer Straße [...] immer als Wasserspielplatz benannt wird und nicht mehr Plansche. [...] die Anwohner sagen alle immer noch die Plansche, ist klar. So. Ähm, ich meine schön ist es wieder, dass überhaupt sowas kommt.«
- R** Wenn Roberts Ausführungen über die Tätigkeiten der Gruppe selbst hinausgehen und er politische Analysen unternimmt, legt er das *Wir* ab und redet eher abstrakt in der dritten Person. »Also das wird ja durchaus kritisch gesehen, teilweise. Es gibt ja so, das ist ja ähnlich wie im Sozialwohnungsbau auch, dass [...] der Senat ähm, teilweise eben bei Privaten anmietet und die dann mit 'ner Bindung von 20 Jahren zum Beispiel auch da Baukosten, also die Räume auch ausbaut. [...] und da gibt's ja auch kritische Stimmen, die sagen: »Ja [...], das unterstützt eigentlich diesen privaten Mietsektor total und es [...] schafft nicht dauerhaft [...] bezahlbare Räume.« Für einen solchen rhetorischen Rückzug sind verschiedene Motive vorstellbar. So könnte Robert sich einerseits von diesen Analysen distanzieren, andererseits möchte er vielleicht im direkten Gespräch zurückhaltend mit politischen Aussagen agieren, um sich nicht unnötig angreifbar zu machen.
- M** Michael benutzt das *Wir* fast ausschließlich für seine Familie und sein Büro. Als es um Postwurfsendungen geht, die sein Haus nicht erreichen, obwohl er in unmittelbarer Nachbar*innenschaft zum Quartier wohnt, bezieht er das *Wir* auf sein Wohnhaus. Doch schon die Häuser auf der anderen Straßenseite, die wie das seine im Bezirk Friedrichshain liegen und daher das gleiche Problem haben, bezeichnet Michael in der dritten Person.

Andrea Cornwall weist darauf hin, dass selbstmobilisierte Gruppen dazu tendieren, homogene Kollektive zu formen, in denen sich Menschen zusammenfinden, die ähnliche Ansichten und Ziele vertreten. Während eingeladene Beteiligung darauf abzielt eine möglichst breite Mobilisierung zu erreichen und durch die Einbindung aller Milieus und Interessengruppen einen repräsentativen Ausschnitt

der Bevölkerung anzusprechen, finden sich initiative Gruppen von Aktiven aufgrund ihrer gemeinsamen Interessen und Lebenswelten zusammen. Dadurch sind diese Räume laut Cornwall weniger von Hierarchien geprägt, wenn die Menschen sie sich eigenständig geschaffen haben. Das Gemeinsame steht im Vordergrund, während nur wenige unterschiedliche Standpunkte repräsentiert werden.

Spaces that people create for themselves, whether networks of neighbours or people who work together, women's groups or larger and more complex social movements, have an entirely different character from most invited spaces. For a start, they are often marked less by the considerable differences of status and power that can be found in the kinds of committees, councils and fora that have been created the world over for community involvement. Most commonly, they consist of people who come together because they have something in common, rather than because they represent different stakeholders or different points of view. (Cornwall 2008: 275)

Die Notwendigkeit innerhalb der Gruppen eine Binnenresonanz herzustellen und ein gemeinsames *Wir* zu finden, ist gezwungenermaßen mit Ausgrenzung und Ausschluss verknüpft. Jedoch betonen die interviewten Personen, dass sie sich trotz inhaltlicher Meinungsverschiedenheiten über jede Person freuen, die sich engagiert. Eine engere Zusammenarbeit ist aufgrund der unterschiedlichen Ansichten meist nicht möglich, aber häufig wird der Respekt für alle betont, die sich mit viel Energie und nachvollziehbarer Motivation beteiligen und mitwirken wollen, ungeachtet der teils widersprüchlichen Ziele. Richard Sennett nennt dies in *Die offene Stadt die Sozialität* (Sennett 2018: 320f). Im Gegensatz zum *vibrierenden Draht*, mit dem Rosa resonante Beziehungen beschreibt, scheint Sennetts *subjektives Band* einer Kooperation ruhiger zu schwingen, da es nicht notwendigerweise in einem Konsens aufgehen muss. Bei Arbeiter*innen in einer Bäckerei beschreibt er

[...] ein Miteinander, das es den Menschen erlaubt, sich aufeinander einzulassen und gut zusammenzuarbeiten, auch wenn diese Erfahrungen nicht zu einer immer engeren Bindung führt. Sie sind stolz auf ihre Arbeit, und daraus erwächst Respekt vor anderen Arbeitenden. (Sennett 2018: 320)

Für die gemeinsame Arbeit an der Stadt, die im Alltag, aber auch in Partizipationsverfahren und anderen Orten der Zusammenarbeit stattfindet, ist diese *Sozialität* der Kit zwischen den Beteiligten. Sie entsteht nicht, weil alle gemeinsam an ein und demselben Strang ziehen oder einen Konsens gefunden haben, sondern weil zusammengearbeitet wurde und ein Verständnis für die Positionen des Gegenübers entstanden ist (Sennett 2018: 320ff).

- W** Der Architekturkritiker und Stadtplaner Dieter Hoffmann-Axthelm nahm in den 1990er Jahren eine wichtige Rolle für die Entwicklung der Senatsplanungen für das sogenannte *Planwerk Innenstadt* ein. Frau Willert verteidigt ihn gegen Kritik und hebt hervor, dass er sich sehr gründlich informiert und Gedanken gemacht hat. Er kommt zu anderen Schlüssen als sie, aber grundsätzlich sieht sie ihn als positive Figur. Dagegen verurteilt sie gewisse Akteur*innen sehr scharf, die sich in ihren Augen mit vorgefertigten Urteilen in die Debatten einmischen. »Und der Typ, der da großkotzig im Planwerk auftrat, ich glaub der war auch einer der Protagonisten. Der hatte da erzählt, er würde 1000-mal lieber in Neukölln wohnen als in Pankow, also wenn er gefragt werden würde. [...] Und da war der Kerl für mich erledigt. Wie kann er sagen, er will 1000-mal lieber in Neukölln wohnen? Er weiß nichts von Pankow. Sonst hätte er so einen Quatsch nicht erzählt.«
- K** Frau Kubitz betont, dass auch gegensätzliche Perspektiven dazugehören und mitgedacht werden müssen, wenn man Bürger*innenbeteiligung ernst meint. Während sie zum Beispiel vom Pollenflug der Pappeln in der Nähe ihres Hauses genervt ist, weiß sie, dass nicht alle das so sehen. »Gut aber [...] es gibt auch Leute, die sagen: ›Um Gottes Willen nicht diese Pappeln fällen!‹ Ja, also so ist eben Bürgerbeteiligung. Solche und solche Meinungen.« Sie stört sich nicht an aktiven Bürger*innen mit anderen Meinungen, sondern viel mehr daran, dass sie oft den Eindruck hat, dass die Verantwortlichen besonders vehemente Teilnehmer*innen ruhig stellen wollen. »Und Herr S. anstrengend [...] – also, nicht für mich, sondern für die Ämter – weil er eben sehr direkt und ohne Rücksicht auf Verluste seine Meinung sagt. Aber wenn man Bürgerbeteiligung will, muss man die Bürger so nehmen, wie sie sind.«
- R** Im Rahmen seines Engagements im Prozess des Hauses der Statistik änderte sich für Robert seine Rolle, als er als Vertreter der Nachbar*innenschaft in ein Gutachter*innengremium gewählt wurde. Bis dahin war Robert Teil einer Initiative für Künstler*innen, deren Anliegen er gut vertreten konnte. Zwar ist er auch Anwohner im Quartier, doch kann er sich mit der vermeintlichen Mehrheit der älteren Anwohner*innen, die bereits vor 1989 dort lebten, nicht direkt identifizieren. Vielen kritischen Anmerkungen aus der Nachbar*innenschaft, beispielsweise gegen die Reduzierung von Parkplätzen, konnte sich Robert nicht anschließen. Damit stellte sich für ihn die Frage nach seiner eigenen Legitimation. Was wenn einzelne Nachbar*innen ihn offen hinterfragen? »[...] also da könnte eben auch durchaus jemand sagen ähm, ja: ›Totale Scheiße, was du da machst!‹ Wieso sprichst du eigentlich für mich oder wieso sprichst du eigentlich für uns?« Der Ausweg bestand für Robert darin, dass er weitere Parallelfomate besuchte, die nicht verpflichtend für die Teilnehmer*innen seines Gremiums gewesen wären. So konnte er die Perspektive der Anwohner*innen besser verstehen und auf diese Weise seine eigene kritische Interpretation dieser repräsentativen Rolle entwickeln.

Jedes Mitmachen in der Stadt ist ein Aushandlungsprozess mit anderen Nutzer*innen der Stadt. Daraus entstehen vielfältige Kollektive, die sich stets gegenseitig inspirieren, austauschen, streiten, bestätigen und versuchen neue Mitstreiter*innen zu finden (Shove et al. 2012). Auf der Suche nach Möglichkeiten sich einzubringen, ist entscheidend, ob man in den Gruppen Resonanz erspürt (Rosa 2019). Aufbauend auf einer Grundresonanz ist jedoch Arbeit notwendig, um eine ausreichende Homogenisierung zu erreichen, um mit einem gemeinsamen Wir sprechen zu können. Kooperation bedeutet Arbeit an einem gemeinsamen Schmecken, was auch dazu führen kann, dass widerstreitende Positionen unterbunden oder Personen, mit denen keine Resonanz entsteht, ausgeschlossen werden.

Die Körper der Stadtmitmacher*innen

Das vierte Element in Hennions Amateur*innentheorie ist der schmeckende Körper. Der Körper verbindet die Subjekte mit der Außenwelt, also mit den Kollektiven und dem Gewebe der Stadt. Über ihn nehmen sie ihre Umgebung wahr, allerdings ist er nicht als eine Ansammlung von Sensoren zu verstehen, die Messdaten weitergeben. Jeder Körper nimmt anders wahr, nicht zuletzt, weil er sich nicht vom »Geist« trennen lässt. Jede körperlich sinnliche Wahrnehmung ist durch Sozialisation und individuelle Erfahrungen beeinflusst. Der Körper verändert sich beim Lernen, beim Erfahrungen sammeln und beim Scheitern und wirkt wiederum verändert auf seine Umgebung zurück. All die in den vorangegangenen Kapiteln angeführten Interaktionen zwischen den Amateur*innen und der Stadt, ihren materiellen und institutionellen Bedingungen sowie den anderen Akteur*innen, müssen dabei als Interaktionen gedacht werden, bei denen die Beteiligten stets auch körperlich involviert sind. Auf Informationsveranstaltungen oder auf Demonstrationen, in der Quartiersinitiative oder im Gartenprojekt: Das Leben und Agieren in der Stadt wird vom eigenen Körper wahrgenommen. Die Interaktionen mit Dingen, mit Veranstaltungen und Institutionen sind körperlich vermittelt und natürlich sind die Beziehungen zwischen den Amateur*innen selbst auch immer die zwischen verschiedenen Körpern.

Hennion besteht darauf, dass die Interaktion des Körpers mit der Welt – mit dem Geschmack der Welt – keine Einbahnstraße ist. Die Welt, die der Körper wahrnimmt und in sich aufnimmt ist nicht allein eine determinierte soziale Konstruktion außerhalb von ihm. Hennion lehnt Formulierungen ab, bei denen sich der Körper Aktivitäten einverleibt (*incorporated*) oder sie verkörperlicht (*embodied*). Stattdessen zieht er es vor von *corporated activities* zu sprechen und betont damit dass das Äußere und der Körper gemeinsam die wahrgenommene Welt für das Subjekt erzeugen (Hennion 2005: 6). → Amateur*in, S. 88 Der Körper der Amateur*innen wird erst in der passionierten libidinösen Beschäftigung mit der Praxis

des Weintrinkens oder des Musikhörens zu einem routinierten, trainierten Körper, der in der Lage ist, die Geschmacksnoten wahrzunehmen. Er verändert sich in der Praxis und somit wird der Wein oder die Musik erst im Lernprozess zu etwas, dass er konsumieren und lieben kann. Hennion betont, dass der schmeckende Körper nur aus der eng verzahnten Praxis und der Interaktion zwischen dem Objekt der Begierde, dem Kollektiv und dem Kontext entstehen kann. Der Körper übt und trainiert, bis er die Fähigkeiten erworben hat, die es zum Schmecken oder – wie in Hennions Beispiel – zum Tennisspielen braucht. Das geht jedoch nur mit dem Schläger, dem Netz und den Gegner*innen gemeinsam.

The question then is not so much to understand how a »natural« body is determined, trained, formed and deformed by its social environment. It first and foremost concerns the co-production of the body that loves and the loved object, through a collective and equipped activity. Exercise is the right word for this: the body exercises and gets used to the exercise, and on the way the word exercise slides from training to the faculty that one exercises. The more »constructed« the gesture of a tennis player, the more »natural« it becomes to her/him, so that the ball flies through the air much faster if she/he is relaxed. But this can be so only with the racket, the net, the court, the rules of the game, the opponent, and years of practice. No language, no nose, no taste for wine until the wine has become the object of a set of practices that place it at their centre. No ear, no musical emotion, without a music to listen to. It took over three hundred years of practices and inventions to create our way of loving music. (Hennion 2005: 7)

Das Mitmachen in der Stadt ist eine Koproduktion der passionierten Körper der Stadtmacher*innen und der Stadt, die sie im Kollektiv und mithilfe des Gewebes der Stadt trainiert und entwickelt haben. Die verschiedenen Elemente verschmelzen zu *urban assemblages* der Mitwirkung (Farías 2011). Hennions Perspektive zeigt, dass keines dieser Elemente für die vollständige Beschreibung der Amateur*innentätigkeiten weggelassen werden darf. Der Blick auf den Körper macht gleichzeitig deutlich, wie unvermeidbar subjektiv jedes Engagement ist.

Der Körper lernt die Stadt kennen und unter seinem lernenden Blick verändert sie sich. Er bewegt sich in ihr, sucht sich seine Wege als entdeckender Körper und wird begrenzt, wenn Zugänge verschlossen oder Barrieren unüberwindbar sind. [→ *Körpertechniken*, S. 97] Es ist verunsichernd, wenn der Veranstaltungsort nicht gefunden wird. Eine schlechte Akustik oder überfüllte Sitzreihen sind unangenehm und lenken womöglich von den Inhalten des Treffens ab. Es ist der Körper, der sich Veranstaltungen und Treffen aussetzen muss, um mitmachen zu können. Jedes *Machen* ist die Aktivität des Körpers. Dabei ist er nie allein, denn andere Städter*innen zeigen ihm, was zu erleben oder zu vermeiden ist. Die an-

deren Menschen – und somit die Stadt selbst – reagieren auf ihn, auf das was er tut, aber auch auf seine Außenwirkung und seine Erscheinung. Zusammen mit allen anderen bildet der Körper die *cité*, die lebendige Stadt. Doch auch die Wahrnehmung von Resonanzen ist körperlich. Der vibrierende Draht ist nicht sichtbar, sondern nur spürbar. Ein Lachen in einer aufgelösten Stimmung ist auch ein Zeichen für körperliche Entspannung im Raum. Und so entscheidet letztlich auch die körperliche Wahrnehmung von Resonanzen darüber, ob sich eine Person engagiert oder ob sie sich raush lt.

Wie der Körper in Interviews aufscheint

Diese körperliche Involvierung ist in Interviewsituationen immer nur indirekt vermittelt. Eine sinnliche, k rperzentrierte empirische Forschung steht daher vor der Schwierigkeit, Anzeiger für körperliches Engagement zu erkennen. In den qualitativen Interviews müssen demnach Anzeichen identifiziert werden, die als Aufscheinen einer körperlichen Involvierung gelesen werden können. Auch wenn das Interview immer nur eine rückblickende Beschreibung des Geschehenen darstellt und daher keinen ungefilterten Einblick in die tatsächliche Situation zulässt, ist so zumindest die nachträgliche Bewertung möglich und der Einfluss auf das körperliche Empfinden zum Zeitpunkt des Interviews nachvollziehbar.

Ein naheliegender Anzeiger für eine körperliche Beteiligung ist zunächst die Benennung von sinnlichen Empfindungen. Ausdrücke von Wohl- und Unwohlsein, Freude oder Abneigung, Genuss oder Faszination. Weitere Hinweise auf den Körper in den Gesprächen sind Beschreibungen von ungewohnten Tätigkeiten beim Stadtmitmachen. Wenn eine Handlung zum ersten Mal erfolgt, dann benötigt sie viel Aufmerksamkeit. Viele Wahrnehmungen sind spannend und neu und werden ausführlicher beschrieben als routinierte Prozesse, die ohne diesen Aufmerksamkeitsfokus auskommen und fast *wie von selbst* ablaufen. Hier wird das Tun für die Einzelnen selbstverständlich und bedarf keiner Beschreibung mehr, denn ihr Körper interagiert fast unterbewusst mit seiner Umwelt im Sinne einer *corporated activity*.

Des Weiteren lässt sich über den Aspekt des Körperlichen auch feststellen, ob die Tätigkeiten als resonant empfunden wurden. Für Rosa ist das *in der Welt sein* eine zuallererst leibliche Beziehung mit der Außenwelt. Die Erfahrung von resonanten Weltbeziehungen erzeugt demnach eine angenehme körperliche Reaktion des *sich im anderen Wiederfindens*. Die im Vorangegangenen erörterten Resonanzphänomene beschreiben demnach immer auch körperliche Reaktionen.

Das implizite Wissen der engagierten Körper

Allison Hayes-Conroy und Deborah Martin arbeiten in ihrem Text *Mobilising bodies: visceral identification in the Slow Food movement* (2010) anhand der Bewegung für gesunde Ernährung heraus, dass die beteiligten Körper *viszeral*, also ganzheitlich gedacht werden müssen. Sie betonen mit dem Begriff der *Viszeralität*, dass die Körper der Aktivist*innen weder auf die biologischen noch auf die sozialen Abhängigkeiten zu reduzieren sind. Dafür halten die Autor*innen fünf Eckpunkte fest, die ihren Ansatz ausmachen. Zunächst fokussiert Viszeralität die *Sinnlichkeit der Körperwahrnehmungen*. Der Schwerpunkt liegt auf den Empfindungen; wie etwas schmeckt, riecht oder klingt – wie sich etwas anfühlt. Dabei ist es zweitens ein *Sowohl-als-auch von biologischen und sozialen Faktoren*. Weder die soziale Konstruktion der Welt noch die biologischen Prozesse des Körpers werden in den Vordergrund gerückt, sondern ausdrücklich die Bedingtheit und Untrennbarkeit beider Sphären. Drittens betonen sie die *Relationalität aller Einflussfaktoren*, dass weder Ideen noch Sinn, weder biochemische noch intellektuell diskursive Prozesse für sich stehen, sondern der Körper nur in der Interaktion dieser Elemente spüren und fühlen kann. Dabei ist das viszerale stets geprägt von *Entwicklungsfähigkeit und Veränderbarkeit*. Die biologischen und sozialen Vorgänge erzeugen ein individuelles biografisches Fundament für darauffolgende Entwicklungen, jedoch besteht keine kausale Determinierung. Es sind lediglich Tendenzen angelegt, die sich zudem stets verändern. Somit sind schließlich und fünftens alle viszeralen Phänomene in ihrer Individualität und Veränderbarkeit unabdingbar divers und von maximaler *Heterogenität* gekennzeichnet. Jede Wahrnehmung ist täglich von anderen Umständen beeinflusst – seien es Kopfschmerzen, das Wetter oder die täglichen Nachrichten – und somit immer anders und gegebenenfalls auch überraschend und neu.

Die Auflösung der Dualität zwischen Körper und Verstand macht die Abhängigkeit der körperlichen Wahrnehmung von erlernten und angeeigneten Konzepten sichtbar, die verkörperlicht zu einem integralen Bestandteil der Wahrnehmung werden. Auf der anderen Seite beeinflussen körperliche Wahrnehmungen die jeweiligen Überzeugungen und Ansichten. In ihren Untersuchungen zur Slow-Food-Bewegung konnten Hayes-Conroy und Martin vielfach beobachten, dass das Schmecken der Aktivist*innen – hier im gustologischen Sinne – auf der kollektiv vermittelten *sinnlichen* Wertschätzung von nachhaltig und ökologisch angebauten Lebensmitteln fußt. Veranstaltungen, auf denen gemeinsam gegessen und auf die Produktionsbedingungen und die Regionalität der Lebensmittel hingewiesen wird, werden mit der Aufforderung verbunden, sich den spezifischen intensiven Geschmack bewusst zu machen (Hayes-Conroy/Martin 2010: 274ff).

Brenda Strohmaier vermittelt in *Wie man lernt, Berliner zu sein* einen Eindruck davon, wie die Wahrnehmung der Stadt Berlin auf den kollektiv vermittelten Wahrnehmungswelten beruht. Ständig erzählen »erfahrene« Berliner*innen Tou-

rist*innen und Zugezogenen die Geschichten der Stadt (Strohmaier 2014: 322ff). Dabei werden die Stadtteile und Kieze mit Deutungen verknüpft. Die Wahrnehmungen von Gebäuden, Menschen und Geschehen werden ständig in einem lebendigen Narrativ verankert, dass die Art und Weise die Stadt zu lesen und in ihr zu leben reproduziert. So entsteht ein spezifischer Berliner Habitus, in dem das Wissen, wie man sich in der Stadt bewegt verinnerlicht und zu verkörperlichtem *tacit knowledge* wird (Strohmaier 2014: 324). Das kann bis zur Empfindung von körperlichen Abhängigkeiten führen, wenn die Stadtbewohner*innen bei längerer Abwesenheit das Lebensgefühl und die Art die Stadt nutzen zu können vermissen (Strohmaier 2014: 333).

Doch müsste dies zu einem stadtweit einheitlichen Habitus führen, wenn im Lernprozess *Berliner*in zu werden* lediglich ein äußeres Einwirken der Stadt auf den Körper stattfinden würde. Die Körper sind aktiv beteiligt und somit ist jeder Berliner Habitus eine individuelle spezifische Koproduktion der Stadt mit dem jeweiligen Körper, der sie kennenlernt. Die *Berliner*in*, im Titel von Strohmaiers Buch hat selbst gelernt eine Stadtbenutzer*in zu sein. Versteht man das *Berliner*in sein* als Praxis nach Shove et al., dann ist die Berliner*in eine *full practioner*, eine Träger*in dieser Praxis, die im Zuge ihres Handelns mit der Tätigkeit verschmolzen ist und zum lebendigen verkörperlichten Beispiel der Praxis selbst geworden ist (Shove et al. 2012: 70f). Sie ist notwendigerweise ein einzigartiges Beispiel, das von individuellen Erfolgen und Scheitern auf dem Weg geprägt wurde und somit eine spezifische Ausprägung der Praxis des *Berliner*in seins* als Ganzes darstellt. Mit der Zeit werden die Bewohner*innen Berlins zu Träger*innen der Praxis des *Berliner*in seins*. Ebenso werden die engagierten Bürger*innen, die sich in die Produktion der Stadt einbringen zu Stadtmitmacher*innen und Träger*innen eines impliziten Wissens (*tacit knowledge*) des Mitwirkens, welches sie im engen Austausch mit der Stadt selbst entwickelt haben, sodass nach Hennion von einem *corporated knowledge* gesprochen werden muss. →Amateur*in, S. 88

Um das hier dargelegte ganzheitliche Verständnis des Körpers anhand der Anekdoten aus den Interviews der Stadtmitmacher*innen nachvollziehbar zu machen, braucht es mehr Raum als in den bisherigen kurzen Abschnitten. Daher habe ich mich entschlossen, jeder Protagonist*in dieser Arbeit jeweils einen ausführlichen abschließenden Beitrag zu widmen, der die Körperlichkeit ihres Engagements als integralen Bestandteil ihrer Lebenswelt und ihrer Beteiligungsbiografie darstellt und ihre Gefühle und Wahrnehmungen – sprich ihre Körperlichkeit – im Kontext des Zusammenspiels aller anderen Elemente einbezieht.

- M** Für Michael ist Bürger*innenbeteiligung ein wichtiges Element der Architekturproduktion. Er kennt es aus seiner Zeit in den Niederlanden und durch seine Partnerin aus Österreich, dass die Bürger*innen in beiden Ländern sehr qualifiziert an Diskursen zur Entwicklung eines Quartiers oder eines Dorfes teilhaben. Er hat aber

den Eindruck, dass Beteiligung in beiden Fällen eine lange Tradition hat und so eine tiefgreifende Beteiligungskultur entstanden ist. Dadurch ist es selbstverständlich, dass jede*r mitdiskutiert. In Berlin vermisst Michael eine derartige gewachsene Beteiligungspraxis und er beobachtet, dass sich Leute lange nicht für Stadtplanungsvorhaben interessieren und erst dann das Wort erheben, wenn diese schon weit vorangeschritten sind. Die Debatten, die in Berlin stattfinden, findet Michael weniger produktiv und nimmt sich von dieser Kritik auch selbst nicht aus. »Man passt [sich an,] (beide kichern) klar. Ja klar, man hat so viel selber zu bewältigen, dass man sich da natürlich anpasst. Ja, klar. Ja. Man wird IMMER natürlich durch sein Umfeld stimuliert. Im anderen Kontext würde ich mich auch, wahrscheinlich anders verhalten. Doch, ja.« Häufig betont er wie wichtig es wäre, sich mehr einzubringen, doch fehlt ihm die Zeit dafür. Zudem sprechen ihn die derzeitigen Diskussionen nicht an. Grundsätzliche Fragen und Pläne für das Quartier, an denen Michael interessiert wäre, sind seiner Meinung nach weitestgehend entschieden und festgelegt. So gibt es für ihn kurzfristig nichts zu bewegen. Die bestehenden Diskussionsangebote regen ihn nicht an, weshalb keine produktive Wechselbeziehung entsteht, die ihn motivieren würde. Er bringt sich gerne ein und tut seine Meinung bei Veranstaltungen kund, doch die anderen Bewohner*innen sind oft gegensätzlicher Meinung. Es wurde über Parkplätze und Grünflächen gesprochen, Themen, die Michael lediglich als Verschönerungsmaßnahmen einstuft oder sogar als »Verschlimmbesserungen«. Die Bewohner*innenschaft ist laut Michael gut organisiert, wenn es um Widerstand gegen Nachverdichtungen geht. Er selbst ist der Meinung, dass innerstädtische Nachverdichtungspotentiale verantwortungsvoll genutzt werden müssten, statt Flächen im Umland neu zu versiegeln. Michael legt Wert auf die Trennung seines professionellen Blickwinkels als Architekt und seiner Rolle als Anwohner. Da sich im Quartier beiden Perspektiven vermischen, sieht er für sich keine überzeugende Möglichkeit dort ehrlich mitzuwirken. Auf die Frage, ob er sich als Vermittler und Übersetzer einbringen könnte, reagiert er eher ausweichend. »Wenn man weiterdenkt und sagt, man hat ne gewisse Verantwortung, dann, dann sollte man das sogar eigentlich machen, natürlich. Ja. Aber ähm, da glaub ich auch kurzfristig nicht so viel zu bewegen ist, weil ja jetzt eigentlich die [...] Planungen stehen, im weitesten Sinne. Ähm, so akuten Bedarf, ist ja jetzt auch sehr aufwendig.« Er spricht häufig in der dritten Person, wenn er sagt, dass man eigentlich mehr tun müsste. Er hat ein eher distanziertes Verhältnis zu seiner Nachbar*innenschaft und sieht sich nur bedingt als Teil davon. Auch wenn Michael eine gute Beteiligungskultur sehr wichtig findet und er als Architekt sowieso sehr interessiert am öffentlichen Raum ist, sieht er für sich keine Möglichkeit, sich für seine Themen einzubringen und wirklich etwas zu bewirken. Die Veranstaltungen, bei denen er für sich nach seiner Rolle im Prozess gesucht hat, konnten ihn weder motivieren noch inspirieren mehr Energie zu investieren. Ein Engagement schien ihm nicht lohnend.

Der Moment der *sur-prise* als Resonanzerfahrung

Ein zentraler Unterschied zur Differenzierung von Stadtbenutzer*innen und Stadtmitmacher*innen ist die *attention*, die aktive Wahrnehmung der (Re-)Produktionsverhältnisse der Stadt. → Stadtmitmacher*innen, S. 167 In diesem Moment wird die passive Wahrnehmung der Stadt zu einer aktiven Haltung des *Stadt Schmeckens*. Hennion beschreibt diesen zentralen Moment mit dem Begriff der *sur-prise*. Während die Einzelwörter *sur* und *prise* im Englischen als *over* und *hold* übersetzt werden können, steht *surprise* für die Überraschung von etwas Neuem, das dabei entdeckt werden kann. Das Überwältigende, das überraschend über die Erwartungen hinauswächst ist laut Hennion eine essenzielle Eigenschaft guter Dinge.

[...], there is *sur* (in French, the prefix »over«): because the object adds something – that's all its charm! – as much on the side of tastes, savors and effects than on the side of bodies, sensations, what is felt. The object of attachment holds and it *sur-prises*, that is, it *over-holds* us more than we can ever expect. Finally, there is »surprise« in the usual sense, the one that gives the final touch. Indeed, this is one of the essential criteria of any good object, provided of course that we have identified its paradoxical nature – the constructed, rigorous, controlled, attentive and trained infrastructure from which this surprise can »suddenly« appear. (Hennion 2015: 50)

Es entsteht also im Moment des Innehaltens etwas, dass mehr als das Erwartbare darstellt und etwas Neues hinzufügt. Eine Entdeckung im Schmecken, die mit dem schmeckenden Körper interagiert und ein *Mehr* entstehen lässt.

The surprise comes from what is being added, above and beyond what is done and expected, and it cannot be perceived against a neutral background, undifferentiated and unincorporated. (Hennion 2015: 50)

Die Wahrnehmung ist plötzlich auf Aspekte gerichtet, die vorher als unscheinbar, irrelevant oder natürlich empfunden wurden. Somit verändert sich der Körper, wenn seine Wahrnehmung und sein Selbstempfinden sich im Prozess des Engagements verändern. Im Moment der Interaktion entsteht etwas Neues als überraschende Entdeckung in der Wahrnehmungs- und Geschmackswelt. Dieses Neue kommt weder aus der Stadt noch aus dem Körper, sondern entsteht aus der Ko-produktion der beiden Elemente. Die Stadtmitmacher*innen entdecken im Tun, im aktiven Mitwirken, dass sie Impulse senden und Reaktionen empfangen können, die sie vielleicht nicht erwartet hätten. Dies kann eine gewisse Faszination auslösen und neugierig machen, wie Reaktionen und Impuls zusammenhängen und wie sie beeinflusst werden können.

R In Roberts bisherigen Aktivitäten und auch in seiner Atelierinitiative, ist die Banneraktion am Haus der Statistik ein Höhepunkt. Es hatte als spaßige Idee begonnen und sich zu einem bedeutenden Stadtentwicklungsprojekt mit Aufmerksamkeit weit über Berlin hinaus entwickelt. Dabei war es zunächst gar nicht das Ziel, eine große Öffentlichkeit mit der Aktion zu erreichen. Die Überlegung der Initiative war ursprünglich, betroffene Künstler*innen mit in die Aktion einbinden zu können. Robert beschreibt, dass es immer recht mühsam ist, die Betroffenen selbst zu aktivieren, denn die meist individualistische Kunstproduktion und die prekären Arbeitsbedingungen führen dazu, dass Künstler*innen nur schwach vernetzt sind und der Immobilienspekulation, die mit ihren Atelierhäusern stattfindet, kaum etwas entgegenzusetzen haben. Die Debatte um den Umgang mit Geflüchteten 2015 war ein tagespolitischer Aufhänger, denn nun wurde zusätzlich Wohnraum für Geflüchtete gebraucht. Die Gruppe sammelte Geld, um einen Hubsteiger zu mieten und ein Transparent an das Haus der Statistik zu hängen. In Anlehnung an branchenübliche Bauplakate verkündete es die Sanierung des seit langer Zeit leerstehenden Objektes für Atelierräume und Geflüchtetenwohnen. Parallel dazu gab die Gruppe eine Annonce in einem einschlägigen Newsletter auf, in der interessierten Künstler*innen Besichtigungen in den zukünftigen Ateliers versprochen wurden. »Wir haben überlegt, was können wir denn machen? Wie [...] können wir das Problem groß machen, dass das Leute wahrnehmen? Und wie können wir vor allen Dingen dann Künstler ähm, also vom Engagement her einbinden? Was interessiert die denn eigentlich? (lacht) Deswegen war das irgendwie so ganz witzig, weil wir ja behauptet haben, dort entstehen Ateliers. (lacht) Das Haus wird jetzt genutzt als Kunst- und Kulturort. Und also da auf dem Plakat, das war ja wie so eine Art Bau-schild. Da stand ja drauf: »Hier wird und so und [...] statt gefördert stand dann gefordert von [...]. Und dann standen da halt BIM, Senat Berlin, Senatskanzlei und so weiter.« Die Aktion selbst, so Robert, fühlte sich dann fast nach Stadtguerilla an, als die Aktivist*innen ohne Genehmigung mit dem Hubsteiger hochstiegen, um das Banner zu befestigen, das schon wenige Stunden später von der Polizei wieder entfernt wurde. »Und so das hatte auch so ein totales Action-Moment. Das war irgendwie toll. [...] das war auch so eine halbillegale Aktion und dann kam da Polizei (kichert) und so. Das war irgendwie toll.« Was im Anschluss passierte, war für die Initiative nicht vorhersehbar gewesen. Viele Politiker*innen und andere Gruppen stellten sich hinter die Forderungen und brachten das Projekt weiter voran, während Robert und seine Initiative das weitere Geschehen von außen beobachteten. Es war aber auch gar nicht ihr Anspruch gewesen, den weiteren Verlauf zu kontrollieren. Noch immer ist Robert fasziniert davon, dass aus ihrem Impuls ein derartiges Projekt entstanden ist und weiterhin dafür gekämpft wird, dass es ein Projekt für das Gemeinwohl bleibt. Es ist ein Selbstläufer geworden, den Robert weiterverfolgt und bei dem sich auch immer wieder Gelegenheiten für ihn ergeben, sich als Teil der Zivilgesellschaft mit seiner künstlerischen Arbeit daran zu beteiligen.

Das Banner kann als eine sehr effektive künstlerische Intervention auf mehreren Ebenen betrachtet werden. Die etwas träge Künstler*innenschaft wurde aktiviert. Die medial dominierende Geflüchtetenthematik konnte aufgegriffen werden. Die Aktion war sowohl im öffentlichen Raum als auch in den Medien gut sichtbar und hatte als temporäre Intervention eine aktivistische Dynamik. Dieses Gesamtgefüge fühlt sich für Robert sehr gelungen an und er freut sich, dass diese Form der künstlerisch politischen Arbeit so erfolgreich war. Vor allem hat es ihn positiv überrascht, dass ihre Aktion ein solches Nachbeben auslösen konnte.

Es bietet sich an die *sur-prise*, also das Zusätzliche, das Neue mit dem Phänomen der Resonanz zu erklären, denn es entsteht aus der Kooperation, dem gegenseitigen Berühren von Körper und Welt. Das Neue kommt nicht aus dem Nichts, sondern Körper und Welt treten in ein Antwortverhältnis, in dem sie sich gegenseitig verstärken und so entsteht mehr als die Summe ihrer Einzelteile. Ökonomisch ausgedrückt wäre die *sur-prise* ein Mehrwert, den die gegenseitige Resonanz über die Gesamtsumme hinaus entstehen lässt. Hennions Beschreibung der Amateur*innentätigkeiten als *corporated activities* bedeutet, dass sie nur in einem engen Zusammenspiel entstehen können. Im libidinösen Interagieren lässt sich der Körper von außen beeinflussen und spürt seine eigene Wirkung in der Welt. Auf einem Konzert lassen sich beispielsweise die Besucher*innen von der Band zum Tanzen und Mitsingen animieren. Die Band reagiert darauf und ist motivierter, da sie die Reaktion des Publikums auf ihren Auftritt wahrnehmen kann und die Besucher*innen sind von der guten Stimmung begeistert, von der sie ja ein Teil sind. Für Hartmut Rosa ist es zentral, dass in Resonanzphänomenen eine Transformation geschieht. Im Moment der Resonanz entsteht etwas Neues, das die gegebene Situation verändert (Rosa 2017: 315, 2020b: 41). Meines Erachtens fallen in der Praxis der Amateur*innen affekthaftes Begehren (Hennion) und resonante Beziehung (Rosa) zusammen, sodass *sur-prise* und Transformation den gleichen Sachverhalt beschreiben.

Durch den Körper nehmen die Amateur*innen ihre Umwelt wahr. Wenn sie aktiv werden und in ihre Umwelt eingreifen, so ist es der viszerale Körper, der die selbst erzeugte Veränderung der Welt wahrnimmt und somit die eigene Wirksamkeit *am eigenen Leib* spürt. Letztlich ist es immer der viszerale Körper, der wahrnimmt, ob unsere Umwelt responsiv ist und ein resonantes Antwortverhältnis besteht. Auch Hayes-Conroy und Martin betonen die Notwendigkeit einer körperlich vermittelten Resonanz als *viszeraler Identifikation* für das Engagement in der Slow-Food-Bewegung.

Taking a non-dualistic mind/body approach, it becomes clear that ideas, beliefs and self definitions require a bodily kind of resonance in order to activate a person. We have referred to such resonance as ›visceral processes of identification‹

and through analysis of our empirical investigations have revealed specific instances of these processes at work. (Hayes-Conroy/Martin 2010: 278)

Es lässt sich also sagen, dass die Stadtmitmacher*innen im Moment der Aufmerksamkeit – der *attention* – ihre Wahrnehmung auf die Responsivität ihrer Umgebung richten. [→ Stadtmitmacher*innen, S. 167] Nehmen sie dann eine Reaktion der Umwelt auf ihrer Suche nach Interaktion wahr, so erfahren sie Resonanz oder entdecken eine *surprise*. Sie erfahren ihre eigene Wirksamkeit in der Welt als körperliches Glücksgefühl im Antwortverhältnis zwischen ihrem Körper und der Umwelt.

Selbstwirksamkeit körperlich spüren

Ein entscheidender Bestandteil des Resonanzkonzeptes sind die Selbstwirksamkeitserwartungen der Subjekte. Den Begriff hat Rosa aus der Psychologie entlehnt und er beschreibt damit die Erwartungen der Einzelnen, was sie in der Welt um sie herum durch ihr eigenes Handeln verändern können (Rosa 2019: 269ff.). Die Menschen unterscheiden sich in dem, was sie sich selbst zutrauen und was sie im Stande sind zu bewirken. Geringe Selbstwirksamkeitserwartungen werden als Gefühl der Machtlosigkeit und des Ausgeliefertseins gegenüber dem Schicksal empfunden. Wenn hingegen die Erfahrung gemacht wird, dass das eigene Handeln etwas bewirken und zum Erfolg führen kann, steigen die Selbstwirksamkeitserwartungen.

Resonanz setzt voraus, dass sich das Subjekt intentional und ›libidinös‹ (aktiv) auf die Welt richtet, dass es handelnd in sie eingreift und an ihr Anteil nimmt. Selbstwirksamkeitserwartungen, so ergibt sich daraus, können gleichsam als Resonanzexpectationen verstanden werden; als die Erwartung, durch eigenes Handeln die Welt erreichen und zum Sprechen zu bringen. (Rosa 2019: 274f)

Selbstwirksamkeitserwartungen resultieren aus vergangenen Erfahrungen einer Responsivität der Welt, die auf das eigene Tun eine körperlich spürbare Reaktion zeigt. Gemachte Erfahrungen beeinflussen, ob die Subjekte auch zukünftiges Handeln als wirksam einschätzen oder ob sie nicht an die eigene Handlungsmacht glauben.

W Frau Willert ist schon immer ein engagierter und politischer Mensch gewesen. Vor der Wende kämpfte sie im Prenzlauer Berg mit Bürgerinitiativen gegen den Abriss von Altbauten, was sie nach der Wiedervereinigung im Engagement für Sanierungsgebiete in Pankow weiterführte. Später war sie sowohl in der Politik als auch in Verwaltungen beruflich tätig. »Und insofern gehört das irgendwie zu meiner Genetik, dass ich mich einmische. Das führt dann oftmals zu dem Spruch: ›Ist der Ruf erst rui-

2015

Hier entstehen für Berlin
**Räume für
 Kunst, Kultur
 und Soziales**
 Zur Erhaltung des innerstädtischen
 kulturellen und sozialen Infrastrukturs
 werden hier Atelier-, Atelier- und
 Projekträume für Kulturschaffende
 und soziale Projekte bereitgestellt.
 abba-netzwerk.de
 Tel: 030/35106946
 gefördert von:

10 JAHRE
 SPÄTER



niert, lebt sich's umso ungeniert!« [...] man macht sich nicht immer beliebt damit, dass man sich einmischt, aber es ist meine Natur und ich mache das, bis ich unter der Erde bin.« Neben Diskussionen zu Themen in der Nachbar*innenschaft nimmt sie auch an einer mehrteiligen Debattenwerkstatt zur Berliner Innenstadtentwicklung teil, die sich eher an ein Fachpublikum richtet. Sie weiß, wie sie sich einbringen kann und geht zu allen Veranstaltungen mit dem festen Vorsatz, das auch zu tun. »Ich gehe da nicht hin und gehe nach einer halben Stunde wieder, weil es langweilig ist oder weil sie nicht machen, was ich will, sondern wenn ich da bin, dann will ich auch mich beteiligen. Auf ECHTE Weise, ja? Und das werde ich auch weiterhin so tun. Bis ich tot umfalle.« Dabei ist sie auch fest davon überzeugt, dass sie immer einen gewissen Einfluss hat. »Man kriegt immer eine Reaktion. Entweder kriegt man Eine reingedroschen oder es wird aufgenommen in die Planung.« Als selbstbewusste Nachbarin hat Frau Willert so schon viele Veranstaltungen besucht. Sie kennt also die typischen Abläufe, Situationen, Probleme und Konflikte, die auftreten und ergreift das Wort, wenn sie etwas zu sagen hat. Das kann sie so machen, weil sie mit den Themen und der Debattenkultur fachlich und sprachlich vertraut ist. Als Anwohnerin sieht sie sich legitimiert zu sprechen. Sie informiert sich, macht sich ihre Gedanken und wenn sie sich an etwas stört, agiert sie auch. Sie nutzt nicht nur öffentliche Veranstaltungen, um ihre Kritik zu äußern, sondern formuliert gegebenenfalls ihre Kritikpunkte in Briefen, die sie in der Nachbar*innenschaft verteilt, um andere Anwohner*innen aufmerksam zu machen und sie ebenfalls zu aktivieren. Solange sie noch berufstätig ist fehlt ihr die Zeit, um sich mit anderen Aktiven gemeinschaftlich zu organisieren, doch sie weiß um die Kraft der solidarischen Aktion und wird ihre Zeit als Rentnerin sicherlich für weiteres Engagement nutzen.

Rosa erläutert neben den *generellen* Selbstwirksamkeitserwartungen, mit denen umgangssprachlich häufig allgemeines Selbstbewusstsein gemeint ist und den *spezifischen* Selbstwirksamkeitserwartungen, die sich auf ein bestimmtes Tätigkeitsfeld richten, in dem die Einzelne* agiert (Rosa 2019: 272), noch eine dritte Variante: die herausgestellte Bedeutung der *kollektiven* Selbstwirksamkeitserwartungen (Rosa 2019: 275). Zusätzlich zu den individuellen Resonanzbeziehungen innerhalb des Kollektivs erfahren Gruppenmitglieder die Fähigkeit, etwas erreichen zu können als gemeinsame, *kollektive* Selbstwirksamkeit. In der Entfremdung, dem Gefühl von der Welt abgeschnitten zu sein, sinken die Selbstwirksamkeitserwartungen bis hin zur Depression und zum Burnout (Rosa 2019: 277). Dabei führt die fehlende responsive Beziehung zur Außenwelt dazu, dass der Körper physisch zusammenbricht und vor der unüberwindbaren Barriere zwischen sich und der Welt kapituliert. Erfährt er jedoch im Moment der Abweisung von außen eine Resonanz innerhalb des Kollektivs, kann diese negative Erfahrung in eine positive umgelenkt werden. Im Kollektiv wird somit eine Pufferzone geschaffen, die auf das Subjekt reagiert und die stumme Außenwelt durch resonante soziale Beziehungen kompensiert.

Resonanzachsen des Mitmachens

Die Untersuchung von Resonanzen als körperlich vermitteltes Antwortverhältnis zwischen Stadtmitmacher*innen und der Stadt ist zentral für das Verständnis von städtischem Engagement. Zur genaueren Analyse der sehr unterschiedlichen Resonanzbeziehungen liefert Hartmut Rosa eine Differenzierung in drei Dimensionen, die er Resonanzachsen nennt. Die horizontale Dimension beschreibt die sozialen Beziehungen zu anderen Menschen, die diagonale Achse die Beziehungen zur Dingwelt, während die vertikale Dimension die Beziehung zur Welt als Ganzes beschreibt (Rosa 2019: 331). Diese Kategorisierungen sind dabei nur als heuristische Brücke zu verstehen, die dem besseren Verständnis dienen. Tatsächlich verwinden sich die Achsen notwendigerweise stetig ineinander, sind Teil eines Ganzen und lassen sich daher nie isoliert beobachten.

Die horizontale Resonanzachse

Während Familie und Freund*innenschaften wichtige und unverzichtbare Resonanzerfahrungen in der modernen liberalen Gesellschaft ermöglichen, ist die Sphäre der Politik für Rosa vor allem eine verstummte. Die Dominanz einer sachzwangorientierten Politikauffassung⁴¹ zieht eine Entfremdung der Bürger*innen von den Repräsentant*innen nach sich. Das führt wiederum dazu, dass sich problematische Resonanzoasen zur Kompensation der Resonanzlosigkeit in der Politik auftun können. Im Internet sind Diskursblasen entstanden, in denen einseitige Perspektiven auf das politische Geschehen proklamiert und reproduziert werden. In diesen argumentativ abgeschotteten Resonanzräumen wird Übereinstimmung verfügbar gemacht (Rosa 2019: 615ff). In Demonstrationen geht es dann nicht vordergründig um ein verbindendes gemeinsames politisches Projekt, sondern vielmals darum überhaupt gehört zu werden. In einem »Schrei nach Antwort« (Rosa 2019: 379) fordern die Protestierenden eine resonante Antwortbeziehung in der Politik. Dabei sieht Rosa die Gefahr, dass in diesen Oasen lediglich ein Echo erzeugt wird, dem die gegenseitige Verstärkung durch ein resonantes Antwortverhältnis fehlt. Als mögliche Gegenentwürfe für eine resonantere politische Sphäre führt Rosa gemeinschaftliche kommunitaristische und konvivialistische⁴²

41 Als Weiterführung des Gedankens von Hartmut Rosa, dass der politische Diskurs von Sachzwang dominiert werde, lassen sich die Überlegungen von Chantal Mouffe anführen, die kritisiert, dass in den 1990er-Jahren die politische Debatte zwischen links und rechts durch ein Streben nach einem »universellen rationalen Konsens« ersetzt wurde. So wurden kritische Positionen außen vor gelassen und eine Resonanz im Politischen unterdrückt, da für breite Teile der Bevölkerung kein differenziertes Antwortverhältnis mehr spürbar war (Mouffe 2017: 9).

42 Der Konvivialismus stellt das gemeinschaftliche Zusammenleben ins Zentrum eines utopischen Weltentwurfs. Dabei wird die ökologische und ökonomische Kritik der kapitalistischen Wachstumszwänge auf ein neues soziales und umweltverträgliches Miteinander ausgerichtet

Projekte an, die eigene politische Resonanzräume erschaffen. Organisieren sich Gruppen von Stadtmitmacher*innen gemeinschaftlich, um sich gegenüber den als stumm empfundenen Verwaltungsstrukturen Selbstwirksamkeit zu ermöglichen, errichten sie einen Resonanzraum in der resonanzarmen politischen Sphäre. Während sie in der Interaktion mit der Verwaltung und der Politik keine Selbstwirksamkeitserwartungen erfahren, bestätigen sie sich innerhalb des Kollektivs die Richtigkeit ihres Handelns, ihre kollektive Selbstwirksamkeit und somit einen gemeinsamen Handlungsspielraum. Auf dieser Ebene wird die Wirkung des politischen Handelns – das Spüren der Wirkung der eigenen Stimme – körperlich erfahrbar: Zustimmung oder Widerstand lassen sich unmittelbar spüren. Über das entfremdete Verfahren der Repräsentant*innenwahl per Stimmzettel hinaus entsteht ein resonantes Antwortverhältnis im Politischen.

- A** Herr Achims fühlt sich sehr mit der Nachbar*innenschaft verbunden. Er ist im Quartier aufgewachsen, später weggezogen und 2010 nach Jahrzehnten wieder zurückgekehrt. Zuvor hatte er in Berlin-Schöneberg gewohnt, wo ihn viele Sachen abgestoßen haben, die er erlebt hat. Als Bewohner*in passe man sich auch immer seiner Umgebung an, so Achims. »Von Sex auf der Straße, totschlagen, in die Scheibe drücken, fast jede Woche war da irgendwas gewesen. [...] Und dann haben wir gesagt, nee also, das [...] geht nicht. Da kam eigentlich auch schon [...] zu sagen [...] das Umfeld prägt rückwirkend auch [...], das ist sonne Symbiose. [...] Die Mieter schaffen auch gleichzeitig das Umfeld und das Umfeld wirkt wieder zurück auf die Mieter. Als wir bemerkten das andere Leute ihre angebissene Pizza aus dem Fenster schmissen und sowas alles, war man eigentlich auch schon verführt dazu zu sagen: Ja, wenn die das machen, kann ich's doch auch machen. Und da haben wir ja schon gesagt: STOPP, also jetzt ist die Grenze erreicht. Wir wollen nicht so werden oder so sein.« In der Karl-Marx-Allee im zweiten Bauabschnitt fühlt er sich dagegen wohl. Ihn interessiert die Architektur und er identifiziert sich mit der Nachbar*innenschaft – spricht im *Wir*. Für Herrn Achims ist das vertraute Gebiet ein *seelischer Ausgleich*. Durch die vielen Altmietter*innen ist alles etwas ruhiger und gemächlicher und man kann sich entspannt an einen der vielen Spielplätze setzen und lesen ohne Kopfhörer zur Abschottung zu brauchen. Herr Achims sagt, dass es zwar manchmal nerven kann, dass die alten Leute an der Supermarktkasse mehr Zeit benötigen, betont aber, dass er später auch auf diese Rücksicht angewiesen sein könnte. »Und dann sag ich mir immer: naja, wenn du so alt bist, dann machst du bestimmt das gleiche oder viel schlimmer. Das ist dann die Rache an der Jugend.« Schon als Jugendlerner hat er sich sozial in einem Jugendclub engagiert und

(Illich 1980; Les Convivialistes 2014). Der Kommunitarismus entwickelt die kollektive Verankerung des Menschen über einen sozialen Freiheitsbegriff, der dem individualistischen Ansatz eines libertären neoliberalen Freiheitsverständnisses entgegengesetzt ist (Honneth 1992).

als er nach seiner Rückkehr ins Quartier entdeckte, dass viele alte Bekannte von damals noch dort wohnen, begann er den älteren Nachbar*innen seine Hilfe anzubieten. Er wollte sich für die Mieter*innen einsetzen und ließ sich in den Mieterbeirat der Wohnungsbaugesellschaft wählen. »Warum willst du nicht eigentlich MITWIRKEN, um das auch zu erhalten und gleichzeitig eben weiterzuentwickeln und auch was, nicht nur für mich, sondern auch für die anderen was zu tun.« Doch vom Mieterbeirat war Herr Achims sehr schnell enttäuscht. Es frustrierte ihn, weil in der Gruppe nicht zusammengearbeitet wurde. Die Zusammenarbeit im Nachbarschaftsrat findet er viel produktiver und schöner. »Wie sonne Glocke dadrüber, ist ein gemeinsames Interesse für dieses Gebiet, um dieses zu erhalten [...]« Die Leute kennen das Gebiet oftmals schon so lange wie Achims selbst oder sind bewusst dort hingezogen, weil sie die Ruhe und das viele Grün schätzen. Diese Gruppe motiviert ihn und auch wenn sie noch nicht viel erreicht haben, stärken sie sich gegenseitig in ihrem Tun. Sie engagieren sich ehrenamtlich ohne irgendjemandem verpflichtet zu sein. Der Höhepunkt ist für Herrn Achims das Nachbarschaftsfest. Es ist ein Treffpunkt für das Quartier und die Leute kommen, weil sie sich für ihr Quartier interessieren. Besonders schön fand er beim letzten Fest, dass auch die Senior*innen aus seinem eigenen Haus gekommen sind. »Ich war erstaunt, dass das wirklich, für das erste Mal, [...] wirklich so gut besucht war und dass die Leute eigentlich auch sehr positiv darüber gesprochen haben. [...] UND dass man sich mit den NACHBARN unterhalten konnte und nicht Lieschen Müller aus Tempelhof oder so, die da jetzt vorbeikommt, weil es da eine besondere Bratwurst gibt oder so, sondern Leute, die aus dem Kiez gekommen sind, sogar aus meinem, wo ich gewohnt habe, da kamen so ältere Leute mit'm Rollator und mit denen war so, ACH und JA und ACHSO und was machen Sie denn und so. Also war es war richtig schön. Die Resonanz war auch sehr schön.« Dass die Leute im Quartier zusammenkommen ist für Herrn Achims ein wichtiger Antrieb und er glaubt, dass sich dann auch etwas vom traditionell starken Zusammenhalt des Quartiers auf die Jüngeren überträgt – womit er seine Generation meint.

Die diagonale Resonanzachse

Ein zentrales Anliegen von Hennion bei seiner Auseinandersetzung mit den Amateur*innen des Weintrinkens und des Musikhörens, ist die Betonung, dass auch die beteiligten Objekte eine tragende Rolle im Schmecken spielen und nicht nur als materialisierte Anzeiger für einen milieuspezifischen Geschmack betrachtet werden dürfen (Hennion 2005: 4, 2015: 39f). Auch Hayes-Conroy und Martin benennen explizit – ohne Bezugnahme auf Rosa – die Wichtigkeit einer viszeralen Resonanz auf der Subjekt-Objekt-Achse (Hayes-Conroy/Martin 2010: 275f) die Rosa als diagonale Dimension bezeichnet. Die Stadt als Summe all der sie repräsentierenden Einzelelemente ist vielfältig körperlich erspürbar. Die Gebäude, der Straßenverkehr, die Menschen in den Straßen oder in einer Kneipe. All das

ist Stadt und die Körper der Stadtbewohner*innen sind mittendrin. Als räumliche materielle Ausformung eines Lebensgefühls ist die Stadt ein zentrales Objekt von Resonanzbeziehungen, das körperlich erfahren werden kann. Der Wohnort als Lebensmittelpunkt kann ebenso intensive Resonanzen ermöglichen, wie ein Urlaubsziel. Doch die Aktivitäten der interviewten Stadtmitmacher*innen gehen über das Bewohnen oder Besuchen einer Stadt hinaus. Während das Bewohnen einer Stadt auf vorhandene Resonanzangebote zurückgreift, kann das aktive Bedürfnis an der Gestaltung der Stadt mitzuwirken als Aufsuchen und Erschaffen von Resonanzerfahrungen gedeutet werden. Den Vorgang des aktiven Wechselverhältnisses zwischen den Menschen und der Dingwelt bezeichnet Rosa als *Arbeit* (Rosa 2019: 193ff). Im Sinne der Resonanztheorie *antwortet* das Material auf die *Bearbeitung* durch den Menschen. Mit Hennion gesprochen ist diese Arbeit eine Koproduktion aus Körper und Material. In der Auseinandersetzung mit den widerständigen Produktionsbedingungen der Stadt schreiben sich die Aktiven in die Stadt ein und verändern sie ebenso, wie die Stadt sie selbst verändert. Im Hinblick auf die vorangegangenen Überlegungen zur Körperlichkeit dieser Aktivitäten kann diese Antwortbeziehung zwischen den Stadtmitmacher*innen und der Stadt nur als körperlich vermittelte Beziehung verstanden werden.

Die vertikale Resonanzachse

In seinen Ausführungen zur vertikalen Resonanzachse, das heißt der Beziehung zur Welt als solche, beschränkt sich Rosa auf die Beispiele Religion, Natur und Kunst, während er Politik innerhalb der horizontalen Dimension als Beispiel für zwischenmenschliche Beziehungen verhandelt. Das Buch *Über die Rechtfertigung* von Luc Boltanski und Laurent Thévenot lässt sich mit Rosa auch als Untersuchung zu konkurrierenden vertikalen Weltbeziehungen verstehen. Darin untersuchen die Autoren sechs *Rechtfertigungsordnungen*. Diese stellen tief verwurzelte Argumentationssysteme dar, die beschreiben, wie die Menschen die Welt deuten. Sie sind jeweils von eigenen Denkströmungen geprägt und vermitteln den Menschen ein in sich schlüssiges Verständnis der Welt, auf das sie sich im Moment der Auseinandersetzung in Konfliktsituationen berufen können (Boltanski/Thévenot 2014: 45ff). Da Rosa selbst keinen Versuch unternommen hat, alle denkbaren vertikalen Resonanzsysteme zu erörtern, möchte ich auf die Rechtfertigungsordnungen nach Boltanski und Thévenot zurückgreifen, die sich meines Erachtens als vertikale Weltbeziehungen lesen lassen. Sie beschreiben ein grundlegendes Verständnis der Welt als Gesamtheit und ermöglichen ihren Anhänger*innen eine vertikale Resonanzerfahrung. Neben der Welt der Inspiration oder des Marktes führen Boltanski und Thévenot die *staatsbürgerliche Welt* an, die auf Rousseau fußend ein demokratisches und kollektiv agierendes *in der Welt sein* begründet (Boltanski/Thévenot 2014: 153ff, 2014: 254ff). Ebenso wie in der von Rosa beschriebene Sphäre der Religion vermögen Riten und Praktiken der staatsbürgerlichen

Welt diese vertikale Resonanzbeziehung körperlich spürbar zu machen. Wird im politischen Handeln die eigene Wirksamkeit erfahren, indem der eigene Beitrag als Teil der kollektiven Willensbildung im Sinne eines demokratischen Aushandlungsprozesses wahrgenommen wird, so lässt sich dies auch als Resonanzerfahrung auf der Achse einer staatsbürgerlichen Weltbeziehung verstehen.

K Für Frau Kubitz ist das Ehrenamt ein zentrales Element der demokratischen Teilhabe. Sie nimmt am gemeinschaftlichen Leben einer Gesellschaft teil, der sie sich zugehörig fühlt: »[...] meine Motivation ist einfach, ich möchte mittun. Ich fühle mich als Teil dieser Gesellschaft.« Sie ist tief davon überzeugt, dass jede*r seinen Beitrag zum Gemeinschaftsleben erbringen sollte, damit alle daran teilhaben können. »Genau, das ist meine moralisch ethische Überzeugung (pocht auf den Tisch). Ja, der Mensch lebt nur, nicht nur für sich alleine. Der Mensch soll – jetzt sind wir bei der ganz großen Moral und Ethik, aber das ist wirklich meine Überzeugung – [...] man muss so leben, dass man sich selber im Spiegel angucken kann.« Dabei betont sie die Kontinuität, die diese Form des Mitwirkens vor und nach der Wende 1989 für sie darstellt. »Aber wir alle Älteren sind doch in der DDR damit groß geworden, dass man sich kümmert! Egal wie! Und hieß das damals schon Ehrenamt? Weiß ich, ja, ehrenamtliche Arbeit, [...] wir haben damals gesellschaftliche Arbeit gesagt.« »Da fällt mir jetzt Karl Marx ein. Kommunistisches Manifest: »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedeM nach seinen Bedürfnissen.«« Daraus ergibt sich ein Wechselverhältnis, eine gegenseitige Abhängigkeit von Gesellschaft und Individuum – fast wie ein Vertrag. »Jeder engagiert sich so gut er kann, auch für andere. Das ist ja die Idee vom Ehrenamt. Und die Gesellschaft gibt zurück, indem man den Ehrenamtler unterstützt. Ob das jetzt die Leute sind, die mit anderen zusammen einkaufen gehen oder sich um Obdachlose kümmern oder was weiß ich? Also das Ehrenamt ist schon ganz wichtig, find ich.« Frau Kubitz sieht demzufolge auch die Verantwortlichen in der Politik und Verwaltung in der Pflicht. Doch während stets betont wird, wie wichtig Bürger*innenbeteiligung für städtische Projekte ist, empfindet sie deren Umsetzung im Einzelnen als sehr unbefriedigend. Wenn die Beteiligung der Bürger*innen gewünscht ist, dann muss es auch Spielräume für das Mitwirken geben. Die Einladung zur Partizipation wird konterkariert, wenn die Bürger*innen letztlich vor vollendete Tatsachen gestellt werden. Noch schlimmer findet sie es, wenn Verwaltung und verantwortliche Vertreter*innen des Bezirks Bürger*innen, die sich einmischen, abweisen oder ignorieren. Aus ihrer eigenen Berufserfahrung in der Verwaltung weiß sie, dass es manchmal lästig sein kann, wenn Bürger*innen Einsendungen schreiben, doch gab es in ihrer Berufspraxis die Regel, dass innerhalb von 14 Tagen zumindest eine Empfangsbestätigung geschickt werden musste. Einen solchen Umgang vermisst Frau Kubitz und betont, dass Bürger*innen wie sie, wenn sie sich für ihre Belange engagieren wollen, »am ausgestreckten Arm, [...] zappeln und verhungern [sollen]« So, als ob die Verantwortlichen hoffen, dass sie

irgendwann resignieren. »Wir resignieren aber nicht! Wir werden immer lästiger werden!« Dabei entsteht eine Wut, die zum Teil in Motivation umgewandelt werden kann, aber auch die Gefahr der Resignation birgt. Im schlimmsten Fall würde wohl auch sie aufgeben, doch dagegen dient der Nachbarschaftsrat als eine Art Schutzraum, denn hier motivieren sich die Aktiven gegenseitig, damit niemand resigniert. In der durch die Ignoranz der Politik verschuldeten Resignation, sieht Frau Kubitz auch einen Grund dafür, dass »populistische Lösungen« so viele Anhänger*innen finden.

Mitmachen als mehrdimensionale Weltbeziehung

Rosa betont, dass die drei Dimensionen lediglich die unterschiedlichen Sphären darstellen, in welchen Resonanzbeziehungen auftreten können. In der Praxis sind die Resonanzachsen eng miteinander verflochten. Die Dimensionen können dabei in Primärbezüge und über diesen vermittelte Bezüge differenziert werden. In der Erwerbsarbeit stellt zum Beispiel die Arbeit beziehungsweise die Aufgabe den Primärbezug auf der diagonalen Achse dar, während die horizontalen Resonanzbeziehungen zu Kolleg*innen und Kund*innen über diesen Primärbezug vermittelt werden. Fällt der Primärbezug weg, können auch andere Resonanzbeziehungen geschwächt werden (Rosa 2019: 339f). Für Stadtmitmacher*innen stellt die Stadt als Wohnort vielleicht den Primärbezug dar, an den sich Kollektive und Projekte koppeln. Nach einem Wegzug steht womöglich das komplette Netzwerk aus Resonanzbeziehungen infrage. Die vier Komponenten der Lebenswelten der Amateur*innen nach Hennion sind ebenso ineinander verzahnt, wie die einzelnen Resonanzachsen sich gegenseitig bedingen.

Rosa differenziert zudem starke und schwache Wertungen, die unser Verhältnis zur Welt ausmachen. Starke Wertungen beziehen sich auf grundsätzliche Werturteile und moralische Vorstellungen, die konstitutiv für unsere Weltbeziehung sind. Mit schwachen Wertungen meint Rosa das affekthafte Begehren des Körpers im Moment. Diese beiden Wertungsdimensionen lassen sich jedoch nicht entkoppeln. Eine Fokussierung auf lediglich eine Dimension birgt die Gefahr, entweder die moralische Orientierung oder die libidinöse Verbindung zur Welt aus dem Blick zu verlieren. Nur in einem ständigen Oszillieren zwischen verschiedenen Resonanzsphären und in der Auseinandersetzung mit den daraus entstehenden Widersprüchen ist die Dynamik der Lebensführung eines Subjektes zu verstehen (Rosa 2019: 231).

Resonanz erscheint auf diese Weise als ein mehrdimensionaler Prozess, der sich sowohl zwischen innerpsychischen Ebenen als auch zwischen leiblichen und geistigen Sphären des Subjekts und schließlich zwischen Selbst und Welt abspielt. Dabei bezeichnet sie nicht einfach einen Zustand der »Übereinstimmung« beziehungsweise der Widerspruchsfreiheit, sondern ein aktiveres, dynamischeres Moment der Begegnung beziehungsweise des wechselseitigen

Angesprochenseins: Leib und Geist, Selbst und Welt treten in eine gleichsam *energetisch aufgeladene* Form des Kontakts. (Rosa 2019: 234)

Im selben Sinne wie die Resonanz bei Rosa ist auch die Welt der Amateur*innen bei Hennion im stetigen Fluss. Es gibt keinen Stillstand, sondern sowohl Resonanzphänomene als auch Amateur*innenpraktiken müssen in ihrer Bewegung betrachtet werden. Keinem Aspekt der Lebenswelt der Stadtmitmacher*innen darf weniger Aufmerksamkeit zuteilwerden. Nur im komplexen Geflecht der individuellen und intersubjektiven Weltbeziehungen entsteht das, was wir Stadt nennen.

- F** Der Gemeinschaftsgarten ist für Flora zu einem Lebensmittelpunkt in Berlin geworden. Schon bald nachdem sie in die Stadt gezogen war, suchte sie nach einer Beschäftigung, sodass viele ihrer ersten Sozialkontakte in Berlin über den Garten entstanden sind. So ist dieser nicht nur ein beliebiges Projekt, bei dem sie mitmacht, sondern vielmehr wäre für sie der Garten ohne die daraus gewachsenen Freund*innenschaften, nicht denkbar. Gemeinsam haben sie etwas aufgebaut und tragen nun auch zusammen die Verantwortung dafür. Das hat die Gruppe zusammengeschweißt und auch außerhalb des Gartens treffen sie sich, gehen tanzen oder ein Bier zusammen trinken. Mit diesen Menschen kann Flora spannende Diskussionen führen und sie schätzt die verschiedenen Perspektiven von Leuten, denen sie vertraut. Ohne den Garten wären ihr viele Einblicke in das Leben in Deutschland und in die deutsche Gesellschaft verwehrt geblieben. Für Flora liegt eine große Stärke von Gartenprojekten darin, dass nicht nur diskutiert, sondern direkt gehandelt wird. In der Kerngruppe wissen alle, dass sie immer in den Garten gehen und etwas machen können, gerade dann, wenn sie voneinander genervt sind und sich in einer Diskussion verrannt haben. Als Gruppe haben sie im Garten allerdings die Erfahrung gemacht, dass dieses direkte Machen und die Verantwortung, die sie als Kerngruppe tragen, viele eher abschreckt. Die Möglichkeiten sich als Bürger*in einzubringen erfordern oft viel Zeit- und Energieressourcen, so Flora. »Man muss sich wirklich reinstecken« und sich ausreichend Kenntnisse aneignen, um mitmachen zu können. Auch Flora findet oft nicht die Zeit in den Garten zu gehen, aber da es mittlerweile genügend andere Leute gibt, die sich kümmern, kann sie sich mit halbwegs gutem Gewissen etwas zurücknehmen. Der Garten ist ein Angebot an Interessierte, sich auszuprobieren und dabei ganz direkt den Raum zu gestalten. Flora findet es wichtig, dass es solche Angebote zur Teilhabe in der Stadt gibt und hat sich bereits in ihrer Abschlussarbeit im Landschaftsarchitekturstudium mit Gemeinschaftsgärten beschäftigt. »Gemeinschaftsgärten sind so eine politische Aussage. [Sie] sind [...] ein soziales Projekt, wo Leute, alle Leute zusammenkommen können, theoretisch, [...] UND man kann gleichzeitig den Raum gestalten und das, das ist halt der Landschafts-, [...] Objektgestaltungsteil davon. Und ähm, deshalb hab' ich mir gewünscht auch Teil von so

einem Projekt zu sein, um selber zu erfahren, wie das funktioniert und halt, wie Leute miteinander interagieren. Und wie [...] kommt man zu einem Konsens oder wie löst man einen Konflikt [...?]« Dafür ist es für Flora nicht nötig, einen Verein zu haben und Strukturen festzulegen. Viel wichtiger sei es, dass sich die Akteur*innen gegenseitig vertrauen. Das gilt ihrer Meinung nach auch für die Schule, auf deren Grundstück der Garten liegt. Nur wenn alle gemeinsam etwas aufbauen wollen und ihre Bedenken und ihre Bedingungen nachvollziehbar erklären können, kann so ein Projekt funktionieren. Flora findet es toll, bei einem Projekt mitmachen zu können, in dem Leute zusammenkommen, um gemeinsam aktiv zu werden, statt über ihre Differenzen zu streiten. »[...] die Freiheit zu haben, dass zu tun und auch noch die Möglichkeit zu haben es selber zu [machen], also [...] dass es Wirklichkeit wird. Dass man nicht nur nach etwas wünscht, dass sehr abstrakt ist, sondern dass es tatsächlich TUT. (kichert) Ich glaub, (unv.) die Leute haben schon das Bedürfnis, Sachen zu MACHEN. [...] irgendwie dieses Gefühl zu haben, dass sie etwas geschafft haben. Dass sie irgendwie ein Foto zeigen können, zu den Freunden: »Schau mal, das ist meine Pastinake!«

Die mehrdimensionale Resonanzstruktur des Stadtmitmachens führt auch körperlich zu einem mehrdimensionalem Wahrnehmungsspektrum. Die Wahrnehmung von Resonanz in sozialen Beziehungen ist anders als die bestätigende Erfahrung, wenn Aushandlungsprozesse das eigene Gesellschaftsbild stärken. Der Körper steht dabei im Zentrum eines jeden Stadtmitmachens. Die Stadt zu schmecken heißt, sie zu spüren, sie körperlich wahrzunehmen. Das geschieht gemeinsam mit Anderen, immer vielfältig verwoben im Gewebe der Stadt und verankert in einem grundsätzlichen Verständnis der Welt. Diese Dimensionen lassen sich mit den von Hartmut Rosa entwickelten Resonanzachsen analysieren. Die horizontale Achse beschreibt die zwischenmenschlichen Beziehungen, die diagonale die Objekt-Subjekt-Beziehungen und die vertikale Achse die Beziehung zu einer Idee von der Welt als Ganzes (Rosa 2019: 329ff). Der Körper muss dabei als Gesamtheit aus sozial vermittelten Kompetenzen und Erfahrungen verstanden werden, die sich in gewissem Maße als körperliche Wahrnehmungen in das Unterbewusste einschreiben und somit als biologisch erscheinen. Um diesen Dualismus aufzulösen, schlagen Hayes-Conroy und Martin den Begriff des *Viszeralen* für die Einheit von Körper und Verstand als biosozialen Komplex vor. Besonders hervorzuheben ist der Moment des Schmeckens als der Moment, in dem die Reflexion über die eigene körperliche Wahrnehmung erfolgt. In diesem Moment wird die eigene körperliche Wahrnehmung als veränderlich empfunden. Hierin liegt ein wichtiges Transformationspotential (Hennion 2015: 50; Rosa 2019: 269ff), denn es ist der Moment, an dem das eigene Handeln als wirksam erfahren werden kann. Für das Mitmachen ist die Feststellung der eigenen Selbstwirksamkeit zentral, denn das Mitmachen ist immer auf das Mitwirken am Gesamten gerichtet.

